

Suizidalität als Prozess - eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker in Ruth Shonle Cavans "Suicide"

Riemann, Gerhard

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Riemann, G. (2007). Suizidalität als Prozess - eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker in Ruth Shonle Cavans "Suicide". *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 8(2), 287-327. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-269962>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Gerhard Riemann

Suizidalität als Prozess – Eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker in Ruth Shonle Cavans „Suicide“¹

Suicidality as Process – Reanalyzing the Diary of Wallace Baker in Ruth Shonle Cavan's „Suicide“

Zusammenfassung:

Im Mittelpunkt des Beitrags steht die Reanalyse eines Tagebuchs, das erstmals in einer der „klassischen“ soziologischen Chicagoer Monographien der zwanziger Jahre, Ruth Shonle Cavans „Suicide“ (1928), präsentiert und interpretiert worden war. Es geht um einen Zugang zu den Erfahrungen des Verfassers dieses Tagebuchs zu gewinnen, eines jungen Mannes, der sich schließlich das Leben genommen hat: Was macht er, wenn er Tagebuch führt, und welche Bedeutung hat es für ihn? Worunter leidet er? Und wie lässt sich auf der Grundlage einer sequenzierenden Betrachtung der Tagebucheinträge ein Einblick in die Dynamik seiner Verlaufskurve des Leidens gewinnen? Dabei wird deutlich, dass die Tagebuchanalyse auch einen besonders klaren Einblick in die biographische Relevanz kollektiver Vorstellungsgehalte und expertenhafter Wissensbestände bietet, die von Gesellschaftsmitgliedern als (in einem umfassenden Sinne) identitätsbestimmend erfahren werden können: als etwas, wodurch sie völlig identifiziert, moralisch bewertet und erklärt werden. Eine solche Reanalyse des Textes ermöglicht es zum anderen, die Leistungen und Blindstellen von Cavans Studie klarer zu erfassen. Die Beschäftigung mit den frühen Chicagoer Monographien und den in ihnen enthaltenen Primärmaterialien ist für die heutige qualitative Sozialforschung aus unterschiedlichen Gründen anregend, u.a. um sich die Besonderheiten

Abstract:

The author engages in a reanalysis of a diary initially presented and interpreted in Ruth Shonle Cavan's „Suicide“ (1928), one of the „classical“ sociological monographs of the Chicago School of the 1920s. On the one hand, an attempt is made to come to understand, quite independently from Cavan's interpretations, the experiences of the author of the diary (a young man who, in the end, took his own life): What does the activity of keeping a diary stand for, and what does it mean to him? What is it that makes him suffer? And how can a sequential analysis of diary entries help us gain an insight into the dynamics of his trajectory of suffering? It becomes apparent that the analysis of the diary also affords an especially clear insight into the biographical impact of collective representations and existing expert knowledge which the members of a society may experience as a comprehensive determinant of their identity that provides them with an exhaustive identification, moral evaluation, and explanation of their self. On the other hand, the reanalysis allows for a clearer appreciation of the achievements as well as blind spots of Cavan's study. For qualitative researchers, familiarizing themselves with the early Chicago monographs and the primary data they include is still stimulating for a variety of reasons, among them a heightened awareness of the distinctive characteristics of their own analytical procedures. – The style of this particular analysis of a diary bears the

der eigenen Analyseprozeduren vor Augen zu führen. Der Stil der hier entwickelten Tagebuchanalyse ist von der formal-inhaltlichen Auseinandersetzung des Verfassers mit autobiographisch narrativen Interviews geprägt.

Schlagworte: frühe Chicagoer Soziologie, Suizid, Tagebuch, strukturelle Beschreibung, Verlaufskurven des Leidens, Sexualität, historische Sozialforschung

mark of the author's (formal as well as substantive) analysis of narrative autobiographical interviews.

Keywords: early Chicago sociology, suicide, diary, structural description, trajectories of suffering, sexuality, historical social research

1. Vorbemerkung

Am 28. September 1913 wurde am Strand von Manhattan der Leichnam eines jungen Mannes gefunden, den man einige Tage später als Wallace E. Baker identifizierte. Baker hatte, kurz bevor er sich am 27. September das Leben nahm, dem Herausgeber der Zeitschrift „The International“ sein Tagebuch zugeschickt und ihm einen Brief geschrieben, in dem er ihm mitgeteilt hatte:

„Mit getrennter Post schicke ich Ihnen einen Bericht eines jungen Mannes, der im Begriff ist, sich das Leben zu nehmen. Mein einziges Ziel ist, dass er für den Fall seiner teilweisen oder vollständigen Veröffentlichung helfen möge, den Weg für einige zu erleichtern, die folgen. Ich habe hier und da Bezüge auf Orte und Leute um ihrerwillen herausgenommen, weil ich natürlich nach dem Tod nicht um mich selbst besorgt sein kann.“

Das Tagebuch wurde vollständig und ohne jeden Kommentar veröffentlicht – abgesehen von dem Abdruck des gerade auszugsweise zitierten und von mir übersetzten² Begleitschreibens und kurzen Anmerkungen dazu, wie Bakers Identität festgestellt wurde –, allerdings nicht im „The International“, sondern in dem im New Yorker Verlag Albert and Charles Boni erscheinenden Periodikum „The Glebe“ (Vol. 1, No. 2, 1913, S. 5-83). In dieser 1913 gegründeten und von Alfred Kreymborg und Man Ray herausgegebenen Literaturzeitschrift, die ihren Betrieb bereits 1914 – nach zehn Ausgaben – einstellte, wurden Gedichte, Kurzgeschichten und Dramen amerikanischer und europäischer Autoren abgedruckt, so etwa frühe Arbeiten von Ezra Pound und James Joyce und auch Frank Wedekinds „Lulu“ in amerikanischer Übersetzung. „The Glebe“ war eine der frühesten amerikanischen Literaturzeitschriften, die sich der Förderung experimentellen Schreibens widmete.³

Fünfzehn Jahre später wurden Auszüge aus Wallace Bakers Tagebuch von der Chicagoer Soziologin Ruth Shonle Cavan in ihrer Studie „Suicide“ präsentiert und analytisch kommentiert (Cavan 1928, S. 222-248).⁴ Cavans Untersuchung nimmt eine wichtige Stellung innerhalb der soziologischen Literatur zum Selbstmord ein: zum einen als eine der klassischen sozialökologischen Arbeiten zu diesem Themenbereich (vgl. Douglas 1967, S. 95-108), zum anderen deshalb, weil hier der Versuch unternommen wird, den „Suizidprozess“ in unterschiedlichen Varianten unter Berücksichtigung der Betroffenenperspektiven zu studieren, und zwar auf der Basis von diversen Materialien: Untersuchungsberichten von Leichenbeschauern („coroners“), Fürsorgeberichten, Zeitungsausschnitten, Abschiedsbriefen und -notizen, ausführlichen Antworten auf offene Fragebögen

(in denen es um die Erkundung suizidaler Neigungen ging), aber eben auch Tagebüchern. Dieser unbefangene Umgang mit heterogenen Materialien ist charakteristisch für viele Chicagoer Monographien aus dieser Zeit. Tagebücher wurden auch in anderen damaligen Studien abgedruckt und analytisch kommentiert (vgl. z.B. Mowrer 1927), und ihre Verwendung wurde in den Methoden-Handbüchern für Chicagoer Soziologiestudenten (Bogardus 1926; Palmer 1929) empfohlen.

Da ich vor längerer Zeit einmal Ruth Cavans Studie gelesen hatte und nur noch flüchtige Erinnerungen geblieben waren, entwickelte sich nun die Idee, ausgehend von ihrem Interesse an der Entdeckung sozialer Prozesse eine Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker durchzuführen. Mit einem solchen Datenmaterial hatte ich mich bisher noch nicht beschäftigt⁵, aber gerade das fand ich reizvoll, zumal es sich bei der Thematik des Suizids – also der extremsten Form des Rückzugs aus der Gesellschaft – um etwas handelt, was seit Durkheim eine besondere Faszination auf die soziologische Theoriebildung und Forschung ausgeübt hat. Dazu war es allerdings sinnvoll, an die im „Glebe“ abgedruckte Originalfassung des Tagebuchs heranzukommen, da Ruth Cavan doch relativ häufig längere Textpassagen ausgelassen hatte. (Oft wurden von ihr nur die Anfangsteile von Tagebucheintragungen zitiert.) Das war entgegen den für mich eher entmutigenden Hinweisen der Autorin aus dem Jahr 1928 („Die Veröffentlichung ist seit langem vergriffen, und es ist äußerst schwierig, sie sich zu verschaffen.“) über eine Fernleihbestellung der Universitätsbibliothek problemlos möglich.⁶

Um die Re-Analyse durchführen zu können, habe ich erst einmal Ruth Cavans Kommentar zu Wallace Bakers Tagebuch bewusst ignoriert. An das, was ich vor über einem Jahrzehnt gelesen hatte, konnte ich mich auch nicht mehr erinnern. Erst nach Beendigung dieses Versuchs wollte ich mich wieder ihren Ausführungen zuwenden, um mich von den Unterschieden oder Gemeinsamkeiten in dem, was wir meinten herausgefunden zu haben, überraschen zu lassen und die Spezifika des jeweiligen Forschungsstils im Licht des anderen zu entdecken. Es ging mir also nicht nur um die Re-Analyse eines Tagebuchs und – darüber – um eine soziologische Annäherung an die Suizidthematik, sondern auch darum, auf diese Weise einen besonderen Zugang zu einer der „klassischen“ Chicagoer Monographien zu finden.⁷ An diesem Plan ist der folgende Beitrag orientiert.

Bevor ich jedoch die Re-Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker durchführe und mich mit Ruth Cavans analytischen Kommentaren zu diesem Tagebuch beschäftige, erscheinen mir einige Hinweise zum Aufbau ihrer Untersuchung insgesamt sinnvoll. Nur vor diesem Hintergrund lässt sich verstehen, welchen Stellenwert ihre knappe (viereinhalbseitige) Tagebuchanalyse (S. 244-248) im Gesamtrahmen ihrer Studie hat und warum sie in einer bestimmten Weise untergliedert ist.

2. Die Monographie

Ruth Cavans „Suicide“ weist zwei große Teile auf – „Suizid und soziale Desorganisation“ (S. 3-108) und „Suizid und persönliche Desorganisation“ (S. 111-

333). An der Begrifflichkeit wird erkennbar, dass sie sich an dem im „Polish Peasant“ von Thomas und Znaniecki entwickelten Paradigma orientiert, das für zahlreiche Chicagoer Arbeiten in dieser Phase maßgeblich war (vgl. Carey 1975, S. 95-120), auch wenn sich die Bedeutung des vage gebrauchten Konzepts der „sozialen Desorganisation“ – von Thomas und Znaniecki bis hin zu den von C. Wright Mills scharf kritisierten „social pathologists“ (Mills 1943) – im Laufe der Zeit stark veränderte: Während in Thomas und Znanieckis (und in ihrer Nachfolge: Robert Parks) Verständnis Phasen der „Desorganisation“ Phasen der „Reorganisation“ vorausgingen, sozialer Wandel immer im Zentrum der Aufmerksamkeit stand und eine große Faszination auf den Forscher ausübte, wurde das Konzept später zunehmend statisch gebraucht und erhielt häufig moralisierende Konnotationen. Auch war für Thomas und Znaniecki das Zusammenfallen von „sozialer“ und „individueller Desorganisation“ noch keine Notwendigkeit, worauf ihre Unterscheidung vom „kreativen Menschen“, „Philister“ und „Bohemien“ verweist (nur der zuletzt genannte Persönlichkeitstyp entwickelt sich ihrer Ansicht nach dann, wenn „individuelle“ aus „sozialer Desorganisation“ resultiert), während in späteren Arbeiten ein solcher Zusammenhang häufig als selbstverständlich vorausgesetzt wurde.

Die Beschäftigung mit dem Phänomen des Suizids liefert Cavan zufolge einen besonderen heuristischen Zugang zur Aufdeckung gesellschaftlicher Veränderungen – eine Überzeugung, die sie mit vielen Soziologen in der Nachfolge Durkheims teilt. Dem Argument, dass Todesfälle infolge von Suizid doch gegenüber den durch Krankheit verursachten Todesfällen zu vernachlässigen seien, hält sie entgegen (S. 9):

„Der Suizid kann jedoch nicht in fairer Weise mit Todesfällen infolge physiologischer Krankheiten verglichen werden. Der Suizid gehört in eine andere Serie: Todesfälle infolge sozialer und psychischer Ursachen. Tötungen und viele Typen von Unfällen gehören in die gleiche Serie und resultieren – gemeinsam mit dem Suizid – zu einem großen Teil aus *Defekten in der sozialen Kontrolle*.“ (Hervorhebung von G.R.)

Aber es geht Ruth Cavan nicht nur um einen empirisch-theoretischen Beitrag zur soziologischen Forschung, sondern auch darum, mit ihren Erkenntnissen dazu beizutragen, dass ein soziales Problem, das sich immer stärker ins öffentliche Bewusstsein gedrängt hatte, bearbeitet und individuelles Leiden gelindert werden kann (vgl. S. 331ff.).

Dass eine solche sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Suizid zu dieser Zeit in den USA alles andere als selbstverständlich war, lässt sich auch an den Positionen erkennen, gegenüber denen sie immer wieder Stellung bezieht: etwa pathologisierenden Auffassungen (vgl. ihr Vorwort: „dass der Suizid *ipso facto* Beweis für Abnormalität sei“) oder der biologistischen Theorie des „rassischen Temperaments“ (vgl. S. 26-37). Ihre Leistung, gegenüber einem solchen ideologischen Umfeld soziologische Perspektiven zu entwickeln und sich in einer naturalistischen Haltung auf die Perspektiven der Betroffenen (d.h. der Suizidenten) einzulassen, wird auch dadurch nicht geschmälert, dass im folgenden – insbesondere auf der Grundlage der Re-Analyse des Wallace Baker-Textes – auch Kritik an ihrer Studie geübt wird.

Beim ersten Teil ihrer Studie – der Beschäftigung mit dem Suizid im Kontext sozialer Desorganisation – handelt es sich (neben historisch orientierten Ausführungen und der Sichtung ethnologischen Materials zu einfachen Gesellschaften) um eine vergleichende Analyse offizieller Suizidraten unterschiedlicher Gegenwartsgesellschaften, amerikanischer Städte und Chicagoer Stadtteile, um

„soziale Faktoren“ in der Verursachung von Suiziden zu identifizieren. Insbesondere in der sorgfältigen Auseinandersetzung mit den Suizidraten in unterschiedlichen Gegenden Chicagos – etwa denen, in denen Menschen isoliert in möblierten Zimmern leben; in den „Scheidungsgebieten“; den Vierteln der „Pfandleihhäuser“; den verschiedenen ethnischen Enklaven usw. – zeichnet sich ein Untersuchungsstil ab, der auch für spätere sozialökologische Arbeiten der Chicagoer Soziologie charakteristisch ist. Cavan's Untersuchung gehört insofern zu den Klassikern in dieser Tradition.

Ich möchte an dieser Stelle nicht näher auf berechtigte Einwände gegenüber diesen Analysen (einschließlich der von Ruth Cavan) eingehen – insbesondere den der unkritischen Akzeptanz amtlicher Statistiken und den des ökologischen Fehlschlusses –, da es in meinem Beitrag um andere Dinge geht. Wichtig erscheint mir aber der Hinweis, dass Cavan selbst verschiedentlich – das wird auch von Jack Douglas in seiner einflussreichen Kritik unterschiedlicher Suizidtheorien hervorgehoben (Douglas 1967, S. 99f.) – auf die begrenzte Aussagekraft statistischer Korrelationen verweist und in anderen Worten schon die Gefahr des ökologischen Fehlschlusses beschreibt: so etwa, wenn sie in einer eher beiläufigen Kritik der Arbeiten von Durkheim und Morselli bemerkt (S. 289):

„Der Wert der Statistik in den beiden Fällen wird durch die Tatsache gemindert, dass keine direkte Beziehung zwischen Alkoholismus und Suizid aufgezeigt werden kann. Nur eine Untersuchung tatsächlicher Fälle kann entscheiden, ob Alkoholismus und Suizid miteinander verbunden sind.“

Diese Hinwendung zu einzelnen „Fällen“ steht dann auch im Mittelpunkt ihrer Monographie, und es sind ihre empirisch (auf einer Vielzahl von Fallmaterialien) begründeten Beiträge zu einer Theorie der „persönlichen Desorganisation“, die in der Einleitung von Ellsworth Faris, ihrem Mentor, besonders hervorgehoben werden.

Wenn eben davon die Rede war, dass die Studie zwei große Teile aufweise, dann ist das zu schwach formuliert. Es sollte eher davon die Rede sein, dass „Suicide“ in zwei Teile zerfällt, da in der Fokussierung auf „persönliche Desorganisation“ der theoretisch postulierte und (versuchsweise) statistisch untermauerte Rahmen der „sozialen Desorganisation“ nicht mehr sichtbar ist – jedenfalls nicht in den theoretischen Formulierungen. In den als Belegstücken eingeführten Fallmaterialien (Untersuchungsberichten von Leichenbeschauern usw.) werden dagegen die unter dem Begriff der „sozialen Desorganisation“ subsumierten Zerfallerscheinungen des Großstadtlebens immer wieder als Hintergrundbedingungen angedeutet.

Im Mittelpunkt dieses umfangreichen zweiten Teils stehen die unterschiedlichen Typen des „Suizidprozesses“, unter dem Cavan „die verschiedenen Arten von Krisen“ versteht, „die im Suizid enden.“ (S. 148). Grundlegend ist folgende Vorstellung:

„Wenn Persönlichkeit oder Interessen und die Lebensorganisation oder Mittel, die Interessen zu befriedigen, sich gegenseitig ergänzen, dann tendiert das Leben dazu, in einer mehr oder weniger gewohnten Weise weiter zu gehen. Aber wenn es aus irgendeinem Grund einen Bruch in der wechselseitigen Beziehung von subjektiven Interessen und externer Welt gibt, existiert eine Krise oder kritische Situation und alte Gewohnheiten und Einstellungen sind nicht länger situationsangemessen. Falls eine Anpassung nicht ohne weiteres gelingt, erlebt sich die Person als unzufrieden, ruhelos, unglücklich und mit der Zeit unfähig, Leben wirkungsvoll zu ordnen. Sie ist dann persönlich desorganisiert.“ (S. 143f.)

Ob eine persönliche Desorganisation aber tatsächlich im Suizid endet, sei von der langfristigen Entwicklung oder Nicht-Entwicklung von Dispositionen („Suizideinstellungen“) beim Individuum abhängig, die einen solchen Schritt begünstigten. Dazu gleich noch etwas mehr.

Die Autorin entwickelte ihre fünf Typen des „Suizidprozesses“ vorwiegend auf der Basis von 391 Untersuchungsberichten von Leichenbeschauern, d.h. offiziellen Rekonstruktionen der Vorgeschichte eines Suizids, die ihn als motivierten letzten Schritt verständlich machen sollen. Bei dieser Rekonstruktionsarbeit spielten Befragungen von Angehörigen eine zentrale Rolle, aber es wurden auch andere „Beweismittel“ (wie etwa Abschiedsnotizen und -briefe) in den Bericht integriert. Ruth Cavan geht nicht auf die besonderen Merkmale, Konstruktionsprinzipien und Perspektivengrenzen dieser Materialien ein – Materialien, die ihr ja dazu dienen sollen, die Sichtweise der Suizidenten zu erfassen. (Das ist aber kein methodischer Einwand, der speziell ihrer Arbeit gegenüber erhoben wird; der Umgang mit diversen Datenmaterialien ist i.d.R. in den Chicagoer Monographien dieser Zeit sehr unbefangen und noch nicht reflektiert.)

Unterschieden werden (1) „die nicht-identifizierte Sehnsucht“ (ein amorphes Unbehagen, ein Verlangen nach etwas, was sich nicht näher bestimmen lässt), (2) „der erkannte Wunsch“ (der vom Betroffenen benennbare und unbefriedigt bleibende Wunsch nach einem bestimmten Objekt oder Erlebnistyp), (3) „der spezifische Wunsch“ (die von großer emotionaler Intensität begleitete Extremfokussierung auf ein ganz bestimmtes Objekt, das unerreichbar bleibt: etwa der unerfüllte Wunsch nach einem ganz bestimmten Liebespartner – im Unterschied zum vagen Bedürfnis nach einem Liebespartner generell), (4) „mentale Konflikte“ (ein Kampf, der allein innerhalb des Individuums stattfindet), (5) „die zerbrochene Lebensorganisation“ (nach Cavan möglicherweise der häufigste Krisentyp: die Zerstörung der „Lebensorganisation“ durch Kräfte, die der Einflussnahme des Betroffenen entzogen sind, so etwa der Tod eines Nahestehenden, eine schwere Krankheit, ökonomisches Scheitern, permanente Streitigkeiten usw.).

Alle diese Varianten sind – so die Autorin – „theoretisch (...) Beispiele einer Handlungsblockade in unterschiedlichen Stadien, gewöhnlich einer komplexen Handlung oder Unternehmung.“ (S. 168). Komplexe Handlungen oder Unternehmen – ob es nun darum gehe, Geld zu verdienen, eine Ehefrau zu finden oder „nach unwichtigeren Dingen zu streben“ – könnten in unterschiedlichen Phasen dauerhaft unterbrochen oder blockiert werden. Unter bestimmten Bedingungen sei es möglich, dass sie im Suizid enden, auch wenn gegenwärtig die genaue Kombination der Faktoren, die dazu führten, noch nicht bekannt sei (S. 171). Ruth Cavan nennt in diesem Zusammenhang u.a. die Tatsache, dass das blockierte Interesse immer mehr – bis zur „Besessenheit“ – in den Vordergrund trete, dass eine Idee rigide verfolgt würde und keine alternativen Pläne zur Befriedigung eines Interesses entwickelt würden; vor allem aber sei es wichtig, dem Beachtung zu schenken, wie Lebensschwierigkeiten interpretiert würden und welche Bedeutung der Suizidsituation von dem Betroffenen beigemessen werde. (Wie Douglas (1967, S. 107) hervorhob, war Ruth Cavan eine der ganz wenigen soziologischen Suizid-Theoretiker, die argumentierten, dass Individuen im gleichen soziokulturellen System suizidalen Handlungen unterschiedliche normative Bedeutungen zuschrieben.) – Zur Erklärung dessen, dass sich „desorganisierte“ Menschen das Leben nehmen, statt sich auf andere Weise zu arran-

gieren, formuliert sie schließlich – auf der Grundlage einer offenen Fragebogenerhebung unter Studenten und jungen Professionellen – die Hypothese,

„dass der Suizid partiell von der Existenz von Einstellungen abhängig ist, die die Suizidhandlung begünstigen – Einstellungen, die sich selbst in der Form von Wünschen, Tagträumen und vagen Plänen äußern, und dass solche Einstellungen heutzutage in den Vereinigten Staaten äußerst weitverbreitet sind.“ (S. 179)

Die Haltungen gegenüber Leben und Tod hätten sich – vor allem in vielen protestantischen und nicht-religiösen Kreisen – in Richtung eines ausgeprägten Individualismus verändert, die Vorstellung, das Leben gehöre einem göttlichen Schöpfer, habe sich aufgelöst.

Es fällt auf, dass die Autorin die Prozesstypen (abgesehen von der sehr weiten Kategorie der „zerbrochenen Lebensorganisation“) so konzeptualisiert, dass der „Suizidprozess“ primär etwas ist, was vom Individuum ausgeht – vgl. (1) bis (3) als Variationen des Themas der vereitelten Wünsche⁸ – oder gar ganz in ihm zu verorten ist (vgl. (4)), d.h. beispielsweise, dass Beziehungsgeflechte, in denen Betroffene stehen oder aus denen sie herausfallen, zumindest in diesen Typisierungen unberücksichtigt bleiben. Wenn man hingegen betrachtet, wie Ruth Cavan Datenausschnitte kommentiert, die sie jeweils zur Illustration einführt, dann werden teilweise Diskrepanzen zwischen solchen reduktionistischen Kategorien und dem erkennbar, was sie tatsächlich im Blick hat: Das, was unter „dem spezifischen Wunsch“ gefasst wird, ist z.B. häufig ein für die Beteiligten – nicht nur den, der sich später das Leben nimmt – quälender Prozess, der davon geprägt ist, dass Nähe und Intimität nicht hergestellt werden können, weil sich eine Person den Bemühungen einer anderen Person um sie ständig widersetzt oder entzieht.

Ich möchte mich an dieser Stelle nicht näher mit der Problematik dieser Typenbildung befassen, nur abschließend auf ihre fehlende Trennschärfe und die Uneindeutigkeit und relative Beliebigkeit in der Zuordnung zu Belegstellen aus dem – in Anbetracht der Analyseinteressen inadäquaten, wenn auch sehr „lebendigen“ – Datenmaterial verweisen. Es drängt sich immer wieder der Eindruck auf, dass ein vorliegender Datenausschnitt auch zur Illustration eines anderen Typs herangezogen werden könnte und dass ein ganz anderes Bild eines bestimmten „Suizidprozesses“ entstehen würde, wenn mehr Informationen vorliegen würden. – Soviel zum Aufbau der Studie insgesamt.

3. „Das Tagebuch eines Selbstmords“

3.1 Die erste Eintragung⁹

„– **26. Januar 1912.** Es ist mit gemischten Gefühlen von Hoffnung, Entmutigung, Freude und Schmerz, dass ich mit dem zweiten Buch meines Tagebuchs beginne.

Meine Hoffnung entspringt der Tatsache, dass mein Ausblick klarer nach vorn gerichtet zu sein scheint, die alte Unsicherheit ist mehr im Hintergrund, aber es gibt zu alledem eine andere Seite. Meine Entmutigung kommt von meinem ständigen Gefühl der Müdigkeit, weniger offensichtlich während des Abends

und eine Zeitlang in der Nacht, aber mit wenigen Ausnahmen äußerst stark an jedem Nachmittage. *Das hat dazu geführt, dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegeben habe, und erst letzte Nacht – nach meinem Vertrauen darauf, dass ich eine gewisse Beherrschung gewonnen hatte – wurde ich übermannt. Das rührte teilweise daher, dass ich beinahe bis zehn Uhr im Büro arbeitete und ein Abendessen mit Wein der Firma in Rechnung stellte. Obgleich ich sehr wenig trinke, bin ich hin und wieder ausgegangen und habe ein anständiges Mahl mit Wein zu mir genommen, um von der monotonen Pensionsverpflegung wegzukommen. Eine kleine Flasche, die ich beinahe leerte (billiger Wein), wirkte sich so aus, dass ich mich wohl fühlte – ich bin nie stärker unter dem Einfluss von Alkohol gewesen, als dass ich mich wohl fühlte, nie ohne Vollbesitz meiner Fähigkeiten, aber zu den seltenen Gelegenheiten, wenn ich ein wenig konsumiert habe, habe ich bisweilen eine Schwächung der Fähigkeiten bemerkt, eine Art Mangel an moralischer Zurückhaltung. Ich hatte genug letzte Nacht, um zeitweilig meine neu entdeckten Vorsätze zu schwächen, aber der absolute Ekel und die Sorge, die folgten, geben mir Anlass zu glauben, dass ich mich bei dem Gedanken nicht irrte, dass sich der Kampf jetzt auf einer höheren Ebene abspielt.*

Mein Lohn wurde zu Beginn des Jahres auf \$ 22.50 wöchentlich erhöht. Obgleich ich darüber froh bin, fehlt meine alte Freude daran, an jedem Zahltage mehr Geld zu bekommen. Geld muss ich haben, um zu leben, was darüber hinaus geht, erscheint als jämmerliche Zeitverschwendung, sein Leben in einem wahnsinnigen Bemühen darum zu verbringen, Reichtum auf Kosten all dessen zu erwerben, was zählt.“

Die Notiz zum 26. Januar 1912 besteht aus drei Abschnitten: einer kurzen präambelartigen Ankündigung Wallace Bakers zu dem inneren Zustand, in dem er sich gerade befindet; einer Detaillierung und Herleitung dieses Zustands, insbesondere (in diesem Zusammenhang) der Darstellung und Evaluation einer Episode moralischen Versagens; und zuletzt (in einem Themenwechsel) der knappen narrativen Erwähnung eines Ereignisses zu Beginn des Jahres – einer Lohnerhöhung –, das er sogleich in seiner biographischen Relevanz abwertet: Er deutet an, wie er sich verändert habe und was für ihn im Leben zähle; Geld sei für ihn allein zur Existenzsicherung („Geld muss ich haben, um zu leben“) erforderlich, die Suche nach Reichtum sei dagegen „Zeitverschwendung“ und eine Verfehlung der eigentlichen Werte des Lebens. In der Abgrenzung gegenüber dem Motiv des substanzlosen Gewinnstrebens deutet er implizit an, dass etwas anderes seinem Leben Sinn gibt – was das ist, ist noch nicht erkennbar. – Im Zentrum dieser Eintragung zum 26. Januar steht aber die detaillierte Auseinandersetzung mit seinem aktuellen Befinden (im zweiten Abschnitt).

Für Wallace Baker ist es besonders erwähnenswert, mit welchen Gefühlen er sein zweites Tagebuch¹⁰ beginnt, diese Eintragung wird damit – fast feierlich – als etwas Besonderes hervorgehoben. Die Tatsache, dass er jetzt (am 26. Januar) eine zum Monats- und Jahresanfang wirksam gewordene Lohnerhöhung erwähnt, lässt darauf schließen, dass es sich um die erste Eintragung des Jahres 1912 handelt, dass er (a) in dieser Zeit also nicht täglich Tagebuch führt und dass er (b) mit dem neuen Jahr auch ein neues Tagebuch anlegt, damit einen besonderen Einschnitt im Zeitfluss markiert. Seine Andeutung einer ambivalenten Stimmungslage („Hoffnung, Entmutigung, Freude und Schmerz“), in der er sich beim Schreiben befindet, hat etwas mit den Bilanzierungen, Erwartungen, Sorgen und guten Vorsätzen zu tun, die gewöhnlich mit der Zäsur eines Jah-

reswechsels verbunden sind, auch wenn dieser erste Tagebucheintrag fast vier Wochen „zu spät kommt“. Wenn man sich den zweiten Abschnitt genauer ansieht, bekommt man außerdem einen Anhaltspunkt, warum Baker vermutlich gerade jetzt, am 26. Januar, etwas in seinem Tagebuch notiert. Dazu gleich mehr.

Schaut man sich die ersten beiden, thematisch kohärenten Abschnitte darauf hin an, aus welchen Aktivitäten Wallace Bakers Tagebuch*führen* hier besteht und *wie* sich sein Selbstgespräch verschriftlicht, lässt sich folgende formale Struktur entdecken:

Nachdem er in einer Präambel den komplexen inneren Zustand, in dem er sich gerade befindet („mit gemischten Gefühlen von Hoffnung, Entmutigung, Freude und Schmerz“), angekündigt hat, folgt eine primär deskriptive Detaillierung und Herleitung dieses Zustands in seiner Widersprüchlichkeit – „Meine Hoffnung entspringt der (...)“ – „Meine Entmutigung kommt von (...)“ –, mit der er sich vom Augenblick der Tagebucheröffnung löst und auf seine durchgehenden Stimmungen und wiederkehrenden körperlichen Zustände in dieser Zeit hin generalisiert (er schreibt von „meinem ständigen Gefühl der Müdigkeit“). Zu dieser Offenlegung wiederkehrender Abläufe in seiner gegenwärtigen Lebenssituation gehört auch ein narrativ formuliertes allgemeines Eingeständnis moralischen Versagens, in dem konkrete Situationsbezüge noch ausgespart bleiben: „Das hat dazu geführt, dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegen habe (...)“

Diese Situationsbezüge tauchen erst in der dazugehörigen narrativen Detaillierung auf, die sich anschließt und mit dem Satz „und erst letzte Nacht – nach meinem Vertrauen darauf, dass ich eine gewisse Beherrschung gewonnen hatte – wurde ich übermannt“ eingeleitet wird. Auffällig ist nun, dass die Erzähllinie sofort durch eine eingelagerte praktische Erklärung (Scott und Lyman 1968) – zur entschuldigenden Begründung dieses Vorfalles – unterbrochen und erst im Satz „Ich hatte genug letzte Nacht, um zeitweilig meine neu entdeckten Vorsätze zu schwächen, (...)“ wieder aufgegriffen, gleichzeitig damit auch abgeschlossen wird; es folgt noch ein biographietheoretischer Kommentar, in dem Baker versucht, aus seiner Reaktion des Abscheus auf diesen Vorfall Schlussfolgerungen für seine Fortschritte auf dem Weg zur moralischen Vervollkommenheit zu ziehen.

In dieser praktischen Erklärung liefert er eine narrativ formulierte Teilbegründung für seinen Kontrollverlust: „Das rührte teilweise daher, dass ich beinahe bis zehn Uhr im Büro arbeitete und ein Abendessen mit Wein der Firma in Rechnung stellte. (...) Eine kleine Flasche, die ich beinahe leerte (billiger Wein), wirkte sich so aus, dass ich mich wohl fühlte – (...)“, die von zwei Kommentaren ergänzt wird, deren Position ich gerade in den Klammern markiert habe. In diesen Kommentaren begegnet er Zweifeln an seiner Respektabilität, die sich bei seinen Ausführungen einstellen könnten: Im ersten liefert er eine (sekundäre) praktische Erklärung *für* die (primäre) praktische Erklärung seines Kontrollverlustes: „Obgleich ich sehr wenig trinke, bin ich hin und wieder ausgegangen und habe ein anständiges Mahl mit Wein zu mir genommen, um von der monotonen Pensionsverpflegung wegzukommen.“ Im zweiten setzt er sich – in einer in sich widersprüchlichen Form – damit auseinander, inwieweit er generell seine Autonomie unter Alkoholeinfluss behält: „ich bin nie stärker unter dem Einfluss von Alkohol gewesen, als dass ich mich wohl fühlte, nie ohne Vollbesitz meiner Fähigkeiten, aber zu den seltenen Gelegenheiten, wenn ich ein wenig konsumiert habe, habe ich bisweilen eine Schwächung der Fähigkeiten bemerkt, eine Art Mangel an moralischer Zurückhaltung.“

Die formale Struktur dieser kurzen Notiz vom 26. Januar 1912 herauszuarbeiten bedeutet gleichzeitig, eine komplexe Dynamik zu kennzeichnen, der sich wichtige Hinweise zur Interaktion von Wallace Baker mit sich selbst, zu seiner Identität als Prozess, entnehmen lassen. Vor diesem Hintergrund möchte ich im Folgenden einige Beobachtungen festhalten.

(a) Auffällig ist zunächst einmal Bakers Konzentration auf sich selbst, die deskriptiv-vergleichende Darlegung seiner Stimmungen und körperlichen Zustände in diesem Zeitraum („dass mein Ausblick klarer nach vorn gerichtet zu sein scheint, die alte Unsicherheit ist mehr im Hintergrund“; „meinem ständigen Gefühl der Müdigkeit, weniger offensichtlich während des Abends und eine Zeitlang in der Nacht, aber mit wenigen Ausnahmen äußerst stark an jedem Nachmittag“) und vor allem die argumentative Auseinandersetzung mit dem, was seine moralische Integrität bedroht: „dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegen habe“ (was auch immer das ist).

(b) Der Ton dieser Selbstthematisierung ist nicht nur ernst, manche Formulierungen klingen darüber hinaus dramatisch, poetisch und in auffälliger Weise vage-umschreibend: „dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegen habe“. Ein bestimmter Stil der pathetischen Selbstpräsentation zeichnet sich hier ab.

(c) Aber entscheidend ist hier, dass an manchen Formulierungen erkennbar wird, was für Baker auf dem Spiel steht: An der Frage, ob er „etwas“ an sich und seiner „Natur“ beherrschen kann – „etwas“, dem er sich hier nur zögernd nähert und das er sprachlich umhüllt –, entscheidet sich, wer er in einem moralischen Sinne essentiell ist. Es ist keine partikuläre, sein Selbst nicht affizierende Schwäche, die ihn „übermannt“, sondern etwas elementar Bedrohliches („Schwäche“ schlechthin), dem sein Kampf gilt, ein Kampf, der immer weiter eskaliert und als heroisch symbolisiert wird („dass sich der Kampf jetzt auf einer höheren Ebene abspielt“). Wallace Baker leidet – und zwar nicht nur im Augenblick. Der Text lässt erkennen, dass diese Art von für ihn demütigenden Kontrollverlusten, in denen er sich selbst fremd wird, sein gespanntes Kreisen um dieses Thema („nach meinem Vertrauen darauf, dass ich eine gewisse Beherrschung gewonnen hatte“) und den darauf gerichteten Versuchen der Selbstbeherrschung eine Geschichte hat und für sein gegenwärtiges Lebensgefühl bestimmend ist. Er befindet sich in einem längerfristigen Prozess des Getriebenseins, in einer Verlaufskurve¹¹.

(d) In der Nacht zuvor hat er – wie er schreibt – einen solchen Kontrollverlust erlebt („wurde ich übermannt“), und dieser aktuelle Bezug scheint mir einen Hinweis darauf zu liefern, warum er gerade jetzt – am 26. Januar 1912 – etwas in seinem Tagebuch festhält. Im Tagebuchführen kann er dieses Ereignis bearbeiten: er vertraut seinem Tagebuch an, was ihm widerfahren ist, beichtet, entlastet sich ansatzweise mithilfe praktischer Erklärungen und schöpft gleichzeitig im Schreiben neuen Mut, indem er sich davon zu überzeugen versucht, dass die Intensität seines Abscheus auf neue Qualitäten verweist: „aber der absolute Ekel und die Sorge, die folgten, geben mir Anlass zu glauben, dass ich mich bei dem Gedanken nicht irrte, dass sich (...)“. In gewisser Weise wird seine Niederlage so in einen Sieg verwandelt. Sein Tagebuchführen hat an seinem Kampf einen wesentlichen Anteil.

(e) Auffällig an diesem kurzen Textstück sind die Begründungsschleifen, in denen er sich verfängt. Die von ihm angebotene Teilerklärung seines Kontrollverlustes („Das rührte teilweise daher, dass ich (...)“), dass er nämlich unter Alkoholeinfluss erfolgt sei, ist für ihn selbst problematisch und erklärungsbedürftig: Während der Konsum als solcher noch mit dem Hinweis auf sein legitimes Abwechslungsbedürfnis („um von der monotonen Pensionsverpflegung wegzukommen“) normalisiert werden kann, gerät er in größere Darstellungsschwierigkeiten, als es um die Wirkung des Alkohols geht. Einerseits insistiert er in einem Allsatz darauf, dass er „nie ohne Vollbesitz meiner Fähigkeiten“ gewesen sei, andererseits gesteht er ein: „aber zu den seltenen Gelegenheiten, wenn ich ein wenig konsumiert habe, habe ich bisweilen eine Schwächung der Fähigkeiten bemerkt, eine Art Mangel an moralischer Zurückhaltung.“ Der Erklärungsaufwand und die Darstellungsprobleme verweisen auf die extrem hohen moralischen Ansprüche, die Wallace Baker an sich selbst richtet, seine Ängste im Hinblick auf mögliche Grenzüberschreitungen und darauf, was sie über ihn als Person aussagen könnten.

Wenn ich jetzt die Eintragung vom 26. Januar 1912 ausführlicher strukturell beschrieben habe, dann deshalb, um daraus bestimmte Fragestellungen für die Auseinandersetzung mit dem Tagebuchtext von Wallace Baker insgesamt zu entwickeln. Folgende Fragestellungen bieten sich an:

- Es ist in der Beschreibung dieser Notiz deutlich geworden, dass es spezifische Situationsbezüge gibt: Die Eröffnung eines neuen Tagebuchs hat für den Autor die Konnotation eines Neubeginns überhaupt; außerdem bearbeitet er hier mithilfe dieser Tagebucheintragung – also in einem sich verschriftlichenden Selbstgespräch – ein aktuelles schmerzhaftes und mit seinen moralischen Ansprüchen an die eigene Person nicht zu vereinbarendes Ereignis. Wenn man den Blick jetzt auf das ganze Tagebuch richtet, lässt sich fragen: Wie lässt sich das, was Wallace Baker tut, wenn er dieses Tagebuch führt, beschreiben? Welche Bedeutung hat das Tagebuch für ihn?
- Es ist sichtbar geworden, dass Wallace Baker leidet – und zwar an sich selbst. Auch wenn eine Leserin oder ein Leser vermutlich recht schnell zu Einsichten darüber gelangt bzw. schon gelangt ist, um was es sich bei den moralischen Verfehlungen handelt, auf die er sich nur mit vagen moralisierenden Abstraktionen bezieht, bleibt uns zuerst einmal vieles von der Dramatik und Intensität seines Kampfes fremd. Es erscheint mir lohnend, dem nachzugehen: d.h. die entsprechenden Textphänomene zu betrachten und sich zu vergegenwärtigen, welche kollektiven zeitgenössischen Vorstellungsgehalte in seiner eigenen Auseinandersetzung mit sich selbst entscheidend sind.
- Dieses Leiden gehört zu seiner Biographie und hat eine Geschichte: eine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Was lässt sich aus den Tagebucheintragungen über Wallace Bakers längerfristigen Leidensprozess, die Struktur seiner Verlaufskurve, bis zu dem Zeitpunkt, an dem er sich das Leben nimmt, erfahren?

Mit diesen Fragen möchte ich mich im Folgenden auseinandersetzen, bevor ich auf Ruth Cavans Beschäftigung mit diesem Text eingehe.

3.2 Was Wallace Baker tut, wenn er Tagebuch führt, und welche Bedeutung es für ihn hat

Baker hält nicht jeden Tag etwas in seinem Tagebuch fest. Es weist vierzig Einträge in einem Zeitraum von einem Jahr und acht Monaten auf: vom 26. Januar 1912 bis zum 27. September 1913, dem Todestag. Der zeitliche Abstand zwi-

schen den einzelnen Eintragungen ist sehr unregelmäßig. Grob lässt sich sagen, dass er in der Zeit, in der er sich noch in Havanna aufhält (bis zum 20. Juli 1912), häufiger Tagebuch führt – insgesamt finden sich in dieser Phase zwanzig Eintragungen –, während die Abstände nach seiner Rückkehr in die USA größer werden. Aber auch hier gibt es eine kurze Phase häufiger Einträge (im Zusammenhang mit einer Reise von Chicago nach Denver), während die Abstände vor seinem Tod sehr viel größer sind. Diese Beobachtungen geben, so oberflächlich und äußerlich sie noch sein mögen, schon einen ersten Hinweis auf die fehlende Geschlossenheit dieses Textes: Man kann vermuten, dass Eintragungen, die innerhalb weniger Stunden aufeinander folgen (so jeweils am 24. März 1912 und am 6. Februar 1912), sehr viel anders aussehen und ganz andere Erfahrungsgelhalte zum Ausdruck bringen als solche, zwischen denen ein Abstand von drei Monaten liegt (so etwa im Fall des 25. und 26. Eintrags). Fehlende Geschlossenheit bedeutet jetzt aber nicht, dass sich Baker nur auf einzelne Eintragungen konzentrieren, darin „aufgehen“ würde; es tauchen immer wieder argumentative Stellungnahmen, Ergänzungen und Vergleiche zu vorausgegangenen Eintragungen und auch Kommentare zum Tagebuchtext in seiner Gesamtheit auf. Der Charakter der Notizen verändert sich nur sehr stark im Laufe der Zeit – als Ausdruck seiner Verlaufskurve und ihrer Bearbeitung.

Bevor ich dem aber nun weiter nachgehe, noch zwei Anmerkungen zu dem, was für den Text insgesamt bestimmend ist.

Was schon bei der ersten Lektüre auffällt und das Lesen immer wieder recht beschwerlich macht: Der Autor kreist permanent um sich selbst. Der Text ist in seiner Gesamtheit die fortlaufende Verschriftlichung einer intensiven und quälenden Interaktion Wallace Bakers *mit* sich selbst – und zwar *über* sich selbst (sein Innenleben, seine sittliche Verfassung, sein noch weitgehend brachliegendes künstlerisches Potential), während Bezüge auf konkrete andere, Details seines Alltags und die Darstellung sozialer Rahmen stark in den Hintergrund treten. (Darüber, was für das Leben eines Amerikaners auf Kuba in dieser Periode kennzeichnend ist, erfährt man z.B. so gut wie nichts.) Andere Personen tauchen zwar auf, aber sie werden nicht – abgesehen von ganz bestimmten Verwandten, einer Reisebekanntschaft, einer jungen Frau, die ihm etwas über seine Zukunft prophezeit – als Individuen eingeführt, sondern als allgemeine Kategorie: etwa als verachtenswerte Prostituierte, zu denen sich der Kontakt verbietet, oder als erträumte unkonventionelle junge Frauen, die sich ihm (und anderen jungen Männern in seiner Situation) in seinem Gegenentwurf zum „gegenwärtigen System sexueller Beziehungen“ (vgl. die Eintragung vom 1.5.1912) als potentielle Sexualpartnerinnen anbieten würden.

Die besondere alltägliche und biographische Relevanz, die das Tagebuch für Wallace Baker hat, ergibt sich daraus, dass es keine Menschen in seiner Umgebung gibt, denen er sich anvertrauen, mit denen er offen über seine Pläne und Ängste sprechen könnte; die Fremdheit gegenüber seiner Umwelt bleibt – das zeigt die Lektüre seiner Eintragungen – zu groß. Das Tagebuch dient ihm dazu, intime und bedrückende Erfahrungen loszuwerden, seine Fassung wiederzuerlangen, Pläne zu artikulieren, Bilanz zu ziehen usw.; der Dialog über lebensgeschichtlich zentrale Themen wird hier durch eine monologische Argumentation, einsame Selbstbezüglichungen und -beschwörungen und Anrufungen Gottes („falls es Dich gibt“) ersetzt. Und im Tagebuchführen wird eine Nähe zu Philosophen und Schriftstellern hergestellt und eingeklagt, denen er sich zugehörig fühlt – Nietzsche, Ibsen, Strindberg, Tolstoy und anderen – seinen fernen, uner-

reichbaren signifikanten anderen, an denen er sich orientiert, deren Beispiel ihm Mut macht und ihm zu einem eigenen künstlerischen biographischen Entwurf verhilft. D.h., das Tagebuchführen erscheint – auf jeden Fall über einen längeren Zeitraum – als wesentlicher Teil seiner Biographie und Alltagsorganisation: als notwendige Lebensäußerung und als Kollektion von Bewältigungspraktiken.

Wie bei der strukturellen Beschreibung der eben zitierten Textpassage deutlich wurde, lassen sich einzelne Eintragungen als komplexe Aktivitätssequenzen kennzeichnen; unter den Notizen stellen sich – aufgrund eventuell kurzer Zeitabstände, aufgrund thematischer Kohärenz und durch Bakers Verweise auf frühere Ausführungen und den Text in seiner Gesamtheit – ebenfalls Zusammenhänge her. Man würde dem *Emergenten* der jeweiligen Eintragung nicht gerecht, wenn man sie nur jeweils unter analytische Kodes subsumieren würde, um bestimmte Aktivitäten als dominant hervorzuheben. Gleichzeitig erscheint es mir hier sinnvoll, auf der Grundlage einer genauen Textbetrachtung bestimmte Eindrücke festzuhalten, die sich bei der Frage danach, was der Autor tut, wenn er Tagebuch führt, aufdrängen. Was auffällt, ist

- immer wieder die sich verschriftlichende *Bearbeitung vorausgegangener moralischer Kontrollverluste*, auf die Baker z.T. explizit Bezug nimmt – wenn auch in ähnlich vagen Umschreibungen wie in der eben zitierten ersten Eintragung – und die z.T. anhand eher symptomatischer Textindikatoren zum Ausdruck kommen. Die explizite Bezugnahme hat häufig den Charakter eines Sich-Freischreibens-von (...): Dem Eingeständnis oder der Beichte der „Niederlage“, der dramatischen Selbstanklage und der Äußerung von Abscheu folgt die Selbstbeschwörung („ich muss“) oder die vage Betonung von Sachverhalten, die zum Optimismus Anlass geben, d.h. in seinen Augen darauf hindeuten, dass er trotz allem auf dem Wege zur moralischen Selbstvervollkommenung Fortschritte gemacht hat. Verschiedentlich wird gerade die Intensität des Abscheus als Beleg für die Wende zum Besseren angeführt. Aber die Reaktion auf einen Kontrollverlust besteht auch oft darin, die Verzweiflung herauszuschreiben, ohne dabei neuen Mut schöpfen zu können.
- die Formulierung guter Vorsätze an besonders herausgehobenen Tagen des Kalenders – eine Art *Kalender-Magie* –, so wenn er seine Eintragung vom 29.2.1912 mit der Bemerkung einleitet: „Schaltjahr und eine gute Gelegenheit, mich in einen größeren Kampf zu begeben.“ Andere Einschnitte sind Jahreswechsel, der Beginn eines neuen Monats – „Ich fasse keine großen Vorsätze zu Beginn (des Monats) außer dem üblichen sexuellen, nachdem ich wieder gefallen bin (having fallen again).“ (28.2.1913) – und sein Geburtstag. Die Orientierung an solchen Tagen verschafft ihm immer wieder Atempausen, sie erscheint als System der Selbstdisziplinierung und Alltagsbalancierung, dessen illusionärer Charakter sich ihm aber immer stärker aufdrängt, wenn er beispielsweise am 1. Juni 1913 schreibt: „In jedem Monat beschloss ich, von neuem zu beginnen, in praktisch jedem Monat während dieser drei Jahre. Am ersten Tag der Jahre 1911, 1912 und 1913, an den Geburtstagen am 10. Mai 1911, 1912 und 1913, im Schaltjahr, am 29. Februar 1912, und nach jeder Verzweiflung begann ich von neuem mit der Entschlossenheit, nicht nur jene Schwäche zu besiegen, sondern mich auch ausreichend in Sprache und Handlung zurückzuhalten (...) Versagen ist jedes Mal das Ergebnis gewesen. Ich frage mich: warum, und die Antworten sind zahlreich und unterschiedlich, je nach der letzten Enttäuschung.“ Das ist ein Beispiel für eine sehr weitgespannte Bilanzierung, im Text gibt es zahlreiche Beispiele für Bilanzierungen kürzerer Zeitspannen, in denen es vor allem darum geht, ob moralischen Fortschritte oder „Niederlagen“ zu verzeichnen sind und – generell – ob sich biographische Erwartungen (etwa hinsichtlich seines künstlerischen Entwurfs) erfüllt haben oder nicht.
- das *Sich-eigener-Entscheidungen-Vergewissern*, wenn es um die Entwicklung langfristiger Pläne geht, etwa um den biographischen Entwurf, Schriftsteller zu werden (vgl. den Eintrag vom 17.3.1912). In einer elaborierten Erörterung der eigenen Fähigkeiten

und Neigungen legt Baker dar, wie er zur Erkenntnis („blitzartig“) gelangt sei, „dass mein Temperament mehr künstlerisch als wissenschaftlich war, wobei das letztere von meinem deutschen Erbe stammt und nichtsdestoweniger zweifellos stark ist.“ Damit bekräftigt er sich schreibend im Entschluss, nun nicht weiter einen Collegebesuch in Erwägung zu ziehen, sondern sich darauf einzulassen, seine literarischen Versuche in Richtung einer Schriftstellerkarriere weiter voranzutreiben. Die ausführliche narrative und vor allem argumentative Selbstvergewisserung im Schreiben lässt sich hier als Ratifikation eines biographischen Handlungsschemas auffassen – als Ratifikation durch ihn selbst; andere, deren Urteil an dieser Stelle ins Gewicht fallen könnte, gibt es ja nicht.

- die *Beschwörung der Nähe zu literarischen und philosophischen Geistesgrößen*, deren Werke er bzw. über deren Werke er (in Biographien und Rezensionen) gelesen hat. Damit vergewissert er sich seiner Intellektualität, gewinnt Orientierungspunkte für eigene biographische Ansprüche und Handlungsschemata und wird Teil einer fiktiven elitären Wir-Gemeinschaft, während er überhaupt nicht in vertrauensvolle lebensweltliche Beziehungen eingebunden ist. Nietzsche, Ibsen und andere scheinen gerade deshalb für ihn ihre große Bedeutung zu erlangen. Dass er viele Eindrücke nur über Rezensionen gewinnt und große Defizite in der Beschäftigung mit Primärliteratur hat, räumt er verschiedentlich ein, die Beseitigung der Defizite erklärt er immer wieder zum Programm. Der Anspruch auf Nähe zu den großen Männern bedeutet auch, seine Distanz zur „einfachen“ Umwelt und zur „Gesellschaft“ überhaupt zu stilisieren, zu feiern und damit zu verstärken. Teilweise lässt sich der Einfluss seiner Werkinterpretationen in der theoretischen Verarbeitung seiner Verlaufskurve entdecken, aber zu meist sind die Bezüge sehr vage.
- die *systematisierende Darlegung seiner ‚philosophischen‘ Überlegungen*, die ein deutlicher Ausdruck der theoretischen Verarbeitung seiner Verlaufskurvenerfahrungen sind. Teilweise haben sie den Charakter eines abstrakten, allsatzförmigen Orientierungsprogramms, in dem auf die eigenen Erfahrungen in höherprädikativen verhüllenden und feierlichen Kategorien Bezug genommen wird, wie in seinen Ausführungen vom 25.6.1912 deutlich wird: „Das Leben kommt natürlich an erster Stelle (...) Mit Leben meine ich, dass man die Tiefen und die Höhen berührt, jeder entsprechend der Stärke seiner Leidenschaften, seines Temperaments (...) Das **Leben** kommt an erster Stelle, aber mit Leben meine ich Leben mit **Kraft** (life with **Power**). Daher ist alles gut, was der Kraft und einem vollen Leben und gesunden Befriedigungen der Sinne dient.“ (Hervorhebung im Original) Teilweise werden utopische Vorstellungen von in seinen Augen freieren Sozialbeziehungen – insbesondere zwischen den Geschlechtern – entwickelt, die in einem deutlichen Kontrast zur eigenen Einsamkeit und den eigenen enttäuschenden Erfahrungen stehen.
- das *Schreiben als Sinnesressource*: Sein Sprachstil – das Pathos, das Feierlich-Getragene in seinen Formulierungen, seine Abstraktionen, bestimmte Motive usw. – all das lässt deutlich werden, dass sich in Bakers Selbstausdruck schon etwas von seinem biographischen Entwurf, Schriftsteller zu werden, aktuell realisiert. Wie er etwas zu Papier bringt, ist für ihn alles andere als belanglos, es sagt in seinen Augen etwas über seine künstlerische Kreativität aus: ein ständiges Sich-im-Schreiben-als-Künstler-Erproben-und-Entwerfen. Erkennbar werden die mit dem Tagebuchführen verbundenen künstlerischen Aspirationen beispielsweise auch daran, dass er zu einem bestimmten Zeitpunkt die Idee entwickelt, einen autobiographischen Roman mit dem Titel „Ein Jugendlicher, der frühzeitig müde war“ („A Youth Who Was Prematurely Tired“) zu schreiben (vgl. die Eintragung vom 19.4.1912) und einen Monat später (am 22.5.1912) – in einer düsteren Stimmung – festhält: „Für den Fall, dass ich plötzlich zusammenbrechen sollte, ist es mein ausdrücklicher Wunsch, dass diejenigen meiner Briefe und Papiere einschließlich dieses und meines anderen Tagebuchs, die meine Kämpfe gegen ein unausweichliches Schicksal betreffen, an (...) geschickt werden, so dass er – ohne meinen Namen in einer Weise zu erwähnen, dass die Familie hineingezogen werden könnte – solche Teile dieses Berichts und der Papiere gebrauchen möge, die dazu beitragen könnten, die Lebensgeschichte eines *Jugendlichen, der frühzeitig müde war*, zu offenbaren, wenn ich es nicht schaffen sollte, dies selber in fiktiver Form oder sonstwie vor dem Ende zu schreiben.“ (Hervorhebung von G.R.) Der Stoff seiner

antizipierten schriftstellerischen Produktion stammt fast ausschließlich aus seinen eigenen inneren Zuständen, die hier und jetzt schon einmal in Tagebuchaufzeichnungen schriftlich festgehalten und in besonderer Form stilistisch präsentiert werden. Das letzte Zitat verweist aber noch auf etwas anderes:

- das *Tagebuch als etwas, das über „meinen“ Tod hinaus von „mir“ bleibt und daraus seinen Sinn bezieht*. Mit der zunehmenden Thematisierung eines möglichen Todes – anfangs noch nicht als Suizid vorgestellt, dann als solcher angedacht und sofort verworfen, später ausschließlich als Suizid im Blick – erhalten die Tagebucheintragungen partiell einen anderen Stellenwert. Bei der Vorstellung, dass „mein“ Tagebuch von der Nachwelt zur Kenntnis genommen wird, steht zu verschiedenen Zeitpunkten etwas Unterschiedliches im Vordergrund: Zum einen geht es um die posthume Anerkennung seiner intellektuellen und künstlerischen Leistungen, die im Tagebuch ihren Niederschlag finden, zum anderen bekommt die Orientierung auf die Nachwelt eine politische Dimension. Es geht ihm darum, die Menschen – wenigstens nach seinem Tod, wenn die wechselseitige Fremdheit zu seinen Lebzeiten schon nicht überwunden werden kann – mit seinem Beispiel anzurühren und wachzurütteln. Dabei verliert das ganz Individuelle an ihm anstelle des Exemplarischen seines Falls an Relevanz, so wenn er feststellt: „Ich schreibe diesen Bericht jetzt allein im Hinblick auf den möglichen Nutzen, der mit ihm als einem menschlichen Dokument verbunden ist. Er mag als eine Warnung an diejenigen dienen, die unwissentlich Kinder in die Welt bringen, deren Bestimmung es ist zu leiden (who ignorantly bring children into the world to suffer).“ (22.5.1912) Gegenüber dieser resignativen Selbsteinordnung in die Kategorie der Leidenden enthalten seine letzten Eintragungen (am 27.9.1913), die den Charakter eines Vermächtnisses haben, eine kämpferische Botschaft, sein Suizid soll als Vorbild dienen: „Wenn tausend Männer überredet werden könnten, sich im Protest das Leben zu nehmen, würden die herrschenden Kreise aufhorchen (...) (the powers that be would sit up and take notice).“ Dem entspricht auch das, was er im Anschreiben an den Herausgeber von „The International“ (vom 27.9.1913) formuliert: „Mit getrennter Post schicke in Ihnen einen Bericht eines jungen Mannes, der im Begriff ist, sich das Leben zu nehmen. Mein einziges Ziel ist, dass er, falls er teilweise oder vollständig veröffentlicht wird, helfen möge, den Weg für einige zu erleichtern, die folgen.“ Es geht hier – allgemein gesprochen – darum, dass sein Tod und seine Selbsttötung einen Sinn erhalten und damit die so empfundene Sinnlosigkeit seines Lebens und Leidens nachträglich überwunden wird.
- die *ausführliche Darlegung und Legitimation seines Suizidentschlusses* (am 29.1. und 2.2.1913).

3.3 Das Leiden woran?

Die Frage stößt vielleicht auf Unverständnis, ist doch in den bisherigen Ausführungen deutlich genug geworden, dass es vieles gibt, woran Wallace Baker leidet und was aus dem Text „ins Auge springt“. Außerdem geht es gleich noch darum, anhand der Tagebuchaufzeichnungen zu versuchen, wichtige Phasen seines lebensgeschichtlichen Leidensprozesses, seiner Verlaufskurve, zu rekonstruieren. Warum also: das Leiden woran?

Im folgenden möchte ich mich auf einen Erfahrungsbereich von Wallace Baker konzentrieren, der insofern zentral ist, als mit ihm tiefgreifende Irritationen, Unterminierungen seines Selbstwertgefühls und andere Konsequenzen verbunden sind. Von ihm selbst werden diese Erfahrungen ständig erwähnt und zugleich vage und moralisierend umschrieben, kurz vor seinem Suizid hat er in einem Akt der Selbstzensur einige dieser Stellen noch zusätzlich unkenntlich gemacht (also nicht nur Stellen, an denen es – wie er in dem Anschreiben an den Herausgeber von „The International“ angibt – um den Schutz der Identität

anderer Personen geht): ein weiterer Indikator dafür, wie viel für ihn hier auf dem Spiel steht. Meine bisherige Rede von „Kontrollverlusten“ hat die Vagheit reproduziert und respektiert, aber zum Verständnis seines Leidensprozesses erscheint es mir wichtig, es nicht dabei zu belassen.

Wenn Wallace Baker darüber schreibt, dann verwendet er Formulierungen wie „dass ich mich schwächlich nachts der Schwäche hingegeben habe“; „nach meinem Vertrauen darauf, dass ich eine gewisse Beherrschung gewonnen hatte, wurde ich übermannt“; „mein letzter Fall in Unnade (my last fall from grace)“; „ein anderer verachtenswerter Fall (fall)“; „ich habe dreimal die Kontrolle über mich verloren, das letzte Mal gerade vor einer Stunde“; „ein anderer Rückfall letzte Nacht“; „gegen dies jede Nacht ankämpfen“; „ich muss meine Niederlage einräumen“; „nachdem ich ständig gegen meinen Vorsatz verstoßen habe, (es) abzuwehren (having constantly violated my decision to hold off)“, „die höllische Reaktion“ usw. – Formulierungen, die erkennen lassen, dass er sich in einem verzweifelten Kampf mit sich selbst und dem eigenen Körper befindet, Selbstbeherrschung zum Programm erhebt und doch immer wieder „Niederlagen“ einstecken muss. Das, was er durchmacht, steht im Gegensatz zur „Reinheit“, die er ersehnt („Ich hoffe dann, dass vier reine Wochen hinter mir liegen als Anfang eines Jahres der Enthaltbarkeit von Leidenschaft“) bzw. die er als glücklichere biographische Phase in Erinnerung hat („Vor dem 21. Mai 1910 war ich, wie ich diesem Datum in meinem Tagebuch entnehme, absolut rein.“).

In der Beichte dieser „Niederlagen“ fehlen soziale Bezüge, seine Einsamkeit wirkt extrem. Andeutungen zum situativen Kontext bleiben verschwommen, immer wieder ist aber von Nächten die Rede, in denen er aufgrund seiner „Nervosität“, seiner „depressiven“ Stimmungen und seiner heruntergekommenen körperlichen Verfassung keinen Schlaf findet („meine schreckliche Nacht der Agonie“). Wenn Baker – insbesondere in zusammenfassenden Rückblicken und theoretischen Systematisierungen – den gelegentlichen Umgang mit Prostituierten andeutet, also soziale Bezüge einführt, so tauchen andere Formulierungen auf: Auch wenn diese Kontakte seinen Moralvorstellungen und seinem Selbstverständnis widersprechen („ich kann nicht das, was ich in mir habe, auf der Couch von einer opfern, die ihre Leidenschaft verkauft“), so klingen die Hinweise darauf längst nicht so verzweifelt und ominös wie dann, wenn von dem „Verlust der Kontrolle über mich selbst“ die Rede ist. Aufschlussreich im Hinblick auf das, was damit (nicht) gemeint ist, sind von Baker selbst verwendete kontrastive Vergleiche in der Kommentierung von „Niederlagen“, so etwa (am 2.7.1912): „Heute Abend erscheint alles hoffnungslos – ob Wahnsinn sich an mich heranschleicht, weiß ich nicht. Ich muss einfach Geschlechtsverkehr haben, um die Spannung zu lösen, und es ist sein Fehlen, das diese Stimmungen hervorbringt.“

Die im letzten Zitat formulierten Ängste davor, „wahnsinnig“ zu werden, verweisen auf den Vorstellungsraum, in dem die Kontrollverluste für Baker stehen. Der gesamte Tagebuchtext ist geprägt von Selbstanklagen und Selbstzweifeln, die sich damit beschäftigen, woher die „Schwäche“ rührt und welche Folgen sie hat: „Bin ich degeneriert? Gibt es da eine heimtückische Form des Wahnsinns, die langsam über mich kriecht?“; „vielleicht stimmt da etwas organisch nicht mit mir (...)“; „alles, was vorausgegangen ist, folgt aus Krankheit; nicht (aus einer) spezifischen, sondern (aus einem) generell erschöpften, nervösen, übermüdeten Zustand des Körpers und des Geistes“; „ich fühle sehr oft, dass etwas tiefer (in meinem Inneren) in fundamentaler Weise nicht stimmt, entweder das

oder ich bin erheblich erschöpft“ usw.. Die „Schwäche“ kann nicht mehr isoliert und hinwegklärt werden, sondern ist Ausdruck eines allgemeinen Zustands der moralischen Verworfenheit und der psychischen Abnormalität (die an verschiedenen Stellen auf ein defektes Erbgut zurückgeführt wird) – gleichzeitig trägt sie permanent zu einer Verschlimmerung dieses Zustands bei. Der Kampf gegen die Kontrollverluste und um Selbstbehauptung wird immer wieder als ein Kampf auf Leben und Tod symbolisiert.

Mein Darstellungsaufwand bei der Beschäftigung damit, um was es geht, wenn bei Wallace Baker von „Schwäche“, „einem verachtenswerten Fall“ usw. die Rede ist, erscheint vielleicht unnötig hoch. Aus einer Perspektive ethnographischer Fremdheit ist es notwendig, so vorzugehen, um das Besondere an Bakers Symbolisierungen zu erfassen und den Text nicht vorschnell mithilfe unserer heutigen Vorstellungen zu „nostrifizieren“ (vgl. Stagl 1981). Erst wenn man sich diese Arbeit gemacht hat, hat man eine ausreichende Grundlage, um nicht nur festzustellen, dass Baker verzweifelt darum bemüht ist, sein Masturbieren zu unterdrücken. Vor allem kann man sich auf diese Weise den Gründen für die damit verbundene Verzweiflung nähern. In seinem Text tauchen eine Vielzahl von Bezügen auf, die sich im moral-reformerischen und medizinischen Schrifttum des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zum Thema der Masturbation finden (vgl. dazu Bullough/Voght 1973; Bullough 1976; Comfort 1967; Cominos 1963; Engelhardt 1974; Rosenberg 1974; Smith-Rosenberg 1978; Laqueur 2004), man denke nur an die Entdeckung des „Onanismus“ und des „masturbatorischen Wahnsinns“ (vgl. Rare 1962).¹²

Ein instruktives Beispiel ist die 1898 zum ersten Mal veröffentlichte und 1908 in einer überarbeiteten und erweiterten Fassung erschienene einflussreiche Aufklärungsschrift „The Sexual Instinct. Its Use and Dangers as Affecting Heredity and Morals“ (London: Sidney Appleton), die der amerikanische Mediziner James Foster Scott verfasst hat: eine Abhandlung über die Gefahren, die mit „perversen“, d.h. nicht auf die Fortpflanzung ausgerichteten, Formen der Sexualität verbunden sind. Nachdem ich mich bisher so intensiv mit den Erfahrungen eines „Betroffenen“ auseinandergesetzt habe, erscheint es mir sinnvoll, kurze Auszüge aus diesem (nicht untypischen) Expertentext zu zitieren, um das zugrundeliegende Vorstellungssystem, die Intensität der Verurteilung und den apodiktischen Charakter der Behauptungen zu illustrieren. Vieles klingt unter dem Eindruck von Wallace Bakers Tagebuch – bis hinein in die Wortwahl – vertraut.

„Die *Masturbation* wird so klar als etwas begriffen, das sich zerstörerisch auf jede Qualität moralischer und physischer Männlichkeit und Schönheit auswirkt, dass derjenige, der sich ihr hingibt (its devotee), niemals daran denkt, seine Befleckung zuzugeben, kaum sogar gegenüber seinem Arzt. Dadurch, dass sie ein Verbrechen gegen die eigene Person darstellt, ist sie nicht so weitreichend in ihren Konsequenzen für die Gesellschaft, sofern das Individuum nicht heiratet. Sie schafft ihr eigenes Gefolge von persönlichen Neurosen, Krankheiten und Degenerierungen, indem sie den Charakter verletzt, die Instinkte pervertiert, das Nervensystem ruiniert, und sie macht, indem sie gerade die Grundlagen dessen trifft, woher die Liebe kommt, das Opfer untauglich für die hohen Funktionen eines Ehemanns und Vaters. Sie ist ein „wilder Zuchtmeister“, universell verurteilt; nur im Verborgenen praktiziert, bietet sie eine bequeme Gelegenheit für häufige Befriedigung. Alle Welt verachtet den Masturbierer, wie er es selbst auch tut.“ (S. 110)

„Die *Masturbation* ist manchmal Symptom einer Krankheit des Gehirns, und manchmal handelt es sich um etwas, was gemeinsam mit einem instabilen Nervensystem geerbt worden ist. Sie tritt häufig in der Hysterie auf, der Manie, der Idiotie, der Imbezilität,

dem Wahnsinn, der Epilepsie und der Demenz, und solche Unglückseligen sind auch sehr häufig dafür anfällig, Tendenzen in Richtung anderer Perversionen zu manifestieren.“ (S. 421)

„Der Onanismus ist in jedweder Form äußerst schädlich aufgrund der Verletzungen, die sowohl Geist als auch Körper zugefügt werden, weil er – aufgrund seiner fehlenden Konformität mit der Natur – die Phantasie mit erotischer Erregung erhitzt hält und die Wichtigkeit der sexuellen Funktionen in der Sichtweise des Individuums überbetont – abgesehen davon, dass er dem System infolge der Häufigkeit der Befriedigung, wie sie gewöhnlich von jemandem, der Unzucht (= außerehelichen Geschlechtsverkehr, G.R.) treibt (fornicator), nicht praktiziert wird, eine der lebenswichtigsten Flüssigkeiten entzieht. Diese Form der Erregung produziert einen intensiven Nervenschock, der größer ist als derjenige, der im Koitus produziert wird (...) Sie tendiert dazu, gerade die Grundlagen seiner *vita sexualis* zu ruinieren, indem der physiologische Anreiz zur Fortpflanzung durch einen unnatürlichen und zwecklosen Akt ersetzt wird. Er verwandelt sich in eine mürrische, einsame, ängstliche und feige Erscheinung, die einem echten Mann lediglich ähnelt (semblance of manhood). (...) Sein Gewissen ist durch die inhärente Apperzeption seiner Sünde und Schande pervertiert, und seine Geisteskraft und Konzentrationsfähigkeit werden geschwächt.“ (S. 423)

„Er hinterlässt seiner Nachkommenschaft ein unerwünschtes Erbe, indem er sowohl seinen Söhnen als auch Töchtern eine Anfälligkeit für Psychosen und Neurosen weitergibt, insbesondere in ihren sexuellen Neigungen (...)“ (425) „Darüber hinaus verdanken beinahe alle sexuell Pervertierten ihre Anomalien des Begehrens, der Neigung und der Phantasie der Neurasthenie, die entweder durch ihren eigenen Onanismus oder den ihrer Vorfahren herbeigeführt worden war. Wenn ein Mann Nachkommen mit normalen Nervensystemen haben will, dann darf er nicht durch irgendeine Art des Onanismus gerade jene Funktionen missbrauchen, auf denen alle Vererbung beruht. Der Akt des Coitus interruptus („withdrawal“) oder des „ehelichen Onanismus“ („conjugal onanism“) ist lediglich eine Form der wechselseitigen Masturbation; und in dem Fall, dass irgendwann (daraus) eine zufällige Schwangerschaft entsteht, wird das Kind mit Sicherheit Anzeichen der Abnormalität des Begehrens oder der Anpassung in irgendeinem Stadium seiner Geschichte aufweisen.“ (S. 427f.)

Im Hinblick auf dieses Schrifttum kann man von einer „Degradationszeremonie“ (Garfinkel 1956) sprechen, die sich in diesem Fall dadurch auszeichnet, dass sie klassifizierend und anonymisierend erfolgt und das unbekannte potentielle Opfer seine Mitgliedschaft in der gemeinten Kategorie erkennen, die biographische Relevanz der Mitgliedschaft für sich entdecken und die für die Öffentlichkeit gemachten Aussagen respezifizierend auf sich anwenden muss. Wallace Bakers Tagebuch ist u.a. deshalb von Interesse, weil sich zeigen lässt, wie die in diesen Schriften praktizierte durchgreifende Pathologisierung und Ausgrenzung des Masturbierens und „des Masturbierers“ und die Transformation der entsprechenden expertenhaften Interpretamente in Selbstverständlichkeiten des gesellschaftlichen Alltagswissensbestands durchgreifende Folgen für die Selbstidentität eines „Betroffenen“ haben können: Die Aneignung dieser ihn radikal stigmatisierenden und isolierenden Identitäts- oder Me-Bilder und der Kampf darum, sich ihnen nicht völlig auszuliefern und etwas anderes in sich zu entdecken, halten Baker in Atem und lassen ihn verzweifeln.¹³ In seinem Rückzug aus der Gesellschaft, in seinen „Idiosynkrasien“ und in seinem zunehmenden Verlust der Orientierung ist die Gesellschaft – in Form übermächtiger Identitätsbestimmungen – durchaus präsent.

3.4 Anmerkungen zu Wallace Bakers Verlaufskurve¹⁴

Bevor ich mich im Folgenden daran beuge, Bakers Verlaufskurve zu rekonstruieren, einige kurze Vorbemerkungen zu den Besonderheiten des Datenmaterials, die bei diesem Versuch berücksichtigt werden müssen:

- Das Tagebuch bezieht sich – abgesehen von gelegentlichen bilanzierenden Rückblicken – nur auf die letzten eindreiviertel Jahre in Bakers Leben, Details und Strukturen seines Lebensablaufs bleiben weitgehend verborgen.
- Bei den Eintragungen handelt es sich um einsame Hier-und-Jetzt-Praktiken der Alltagsbewältigung und Verlaufskurvenbearbeitung. Diese Situationsbindung steht in einem deutlichen Kontrast zu einer sich davon lösenden Darstellungsform, wie sie etwa im autobiographischen Stegreiferzählen (vgl. Schütze 1987, 2007a, b) zu finden ist. Für die Analyse ergibt sich beispielsweise in diesem Zusammenhang die Schwierigkeit, dass man es bei diesem Tagebuch über weite Strecken mit einer nahezu gleichbleibend dramatischen Tonlage zu tun hat (die sich in einer Stegreiferzählung aufgrund der Wirksamkeit des Zugzwangs der Kondensierung und Relevanzfestlegung nicht durchhalten ließe); dass die Segmentierung des Gesamttextes auf besondere Schwierigkeiten stößt; dass der Autor in Abwesenheit eines konkreten Gegenübers – er interagiert mit sich selbst und hat nur eine abstrakt bleibende Nachwelt im Blick – nicht zu einer Korrektur unklarer Referenzen genötigt wird, er weiß ja schließlich, was gemeint ist. Es fällt z.B. schwer, bestimmte Aufenthaltsorte und Ortsveränderungen nach Bakers Rückkehr aus Kuba zu identifizieren, da er häufig nicht festhält, wo er sich während der Tagebucheintragung gerade befindet.
- Charakteristisch für die Perspektivität des Tagebuchs ist eine Extremfokussierung auf die eigene Person: ihre inneren Zustände, die moralische Verfassung, das eigene Entwicklungspotential. Damit sind natürlich im Hinblick auf den Versuch, einen umfassenderen Eindruck von Bakers Leben zu gewinnen, enge Grenzen gesetzt.
- Während es einerseits viele Referenzen gibt, die für einen Leser unklar bleiben, werden andererseits ständig schmerzhaft und mit den Ansprüchen an die eigene Person nicht zu vereinbarende Erlebnisse preisgegeben, die in einer dyadischen Interaktion, auch gegenüber signifikanten anderen, gewöhnlich unter Informationskontrolle gehalten würden – wenn es sich nicht gerade um eine Beichte oder an diesem Muster orientierte Handlungsschemata (vgl. Hahn 1982 und Hahn/Kapp 1987) handelt. Der Autor nimmt sich selbst die Beichte ab, ohne sich Absolution erteilen zu können.
- Dominant ist das Kommunikationsschema der Argumentation (mit sich selbst)¹⁵, deskriptive Textpassagen (etwa abstrakte Beschreibungen der eigenen inneren Zustände) fallen nicht so sehr ins Gewicht, und wenn längere narrative Textpassagen auftreten – etwa dann, wenn Baker längere Zeit kein Tagebuch geführt hat und nachholen möchte, wie es ihm in der Zwischenzeit ergangen ist – dann haben sie zumeist den Charakter von Belegen für Behauptungen, die er über sich aufstellt. Die Argumentation kreist um die Fragen: Wer bin ich? Was geschieht mit mir? Wo gehöre ich hin?
- Es gibt einige Stellen der nachträglichen Selbstzensur (anscheinend unmittelbar vor dem Tod). Diese Stellen, an denen Baker den Text unkenntlich machte, sind vom Herausgeber durch Punkte, Gedankenstriche oder Stern-

chen sorgfältig gekennzeichnet. Manchmal handelt es sich um kleine Auslassungen mitten in einem Satz, an einigen wenigen Stellen kommt es zu Satzabbrüchen oder zur Zerstörung ganzer Eintragungen. Wie schon erwähnt, geht es hierbei sowohl um Personen- und Ortsreferenzen als auch um Stellen, die für Baker als besonders heikel gelten und für die er sich zu schämen scheint.

Diese Anmerkungen machen deutlich, dass der Versuch, auf der Grundlage dieses Datenmaterials biographische Prozesse zu rekonstruieren, einerseits auf spezifische Schwierigkeiten stößt (wie sie etwa in autobiographischen Stegreiferzählungen gewöhnlich nicht auftreten); dass der Text andererseits Merkmale aufweist, die bestimmte Erlebnisbereiche und Bewältigungspraktiken besonders scharf – auch im Vergleich zu anderen Datentypen – hervortreten lassen. Die Rekonstruktion von wichtigen Phasen in Bakers Verlaufskurve ist auf jeden Fall möglich, wenn man eine strikt sequenzierende Analysehaltung einnimmt: sich an der Abfolge der Eintragungen orientiert und nach den „konditionellen Relevanzen“ (Sacks, Lecture 6, 1967/72) fragt, die vorausgehende Ereignisse späteren setzen. An dieser Stelle untersuche ich nicht näher, auf welche besonderen Indikatoren sich diese Analysearbeit stützt. Die strukturelle Beschreibung der ersten Eintragung (vgl. 3.1) hatte lediglich einen Einblick in das „kleinflächige“ Analyseverfahren liefern können.

Für den Abschnitt von Wallace Bakers Biographie, über den er der Nachwelt in Gestalt seiner Tagebuchaufzeichnungen etwas vermittelt, ist die sich zuspitzende Erfahrung des Getriebenseins und des An-sich-und-der-Welt-Verzweifeln charakteristisch, er befindet sich in einer *Verlaufskurve der Selbstisolation und Selbstentfremdung*. Daneben lassen sich auch andere Prozessstrukturen des Lebensablaufs (vgl. Schütze 1981) entdecken – Handlungsschemata von biographischer Relevanz, die gleich noch genannt werden –, aber sie können die Dominanz der Verlaufskurvendynamik nicht überwinden. Einiges von den lebensgeschichtlichen Bedingungen seines Leidens (in biographieanalytischen Termini: von seinem Verlaufskurvenpotential) ist in den bisherigen Ausführungen schon sichtbar geworden, aber man kann aufgrund der relativ kurzen Zeitspanne, auf die sich das Tagebuch bezieht, nicht die Stelle der Grenzüberschreitung zur Verlaufskurve entdecken. Dieser Zeitpunkt liegt vermutlich sehr viel früher.

Als Wallace Baker für den Leser in Erscheinung tritt (am 26. Januar 1912), lebt er schon seit ungefähr einem halben Jahr als Amerikaner in Havanna. (Kuba war nach dem Krieg von 1898, in dem Spanien seine überseeischen Kolonien – die Philippinen, Puerto Rico und Kuba – an die USA verloren hatte, für lange Zeit eine De facto-Kolonie der Vereinigten Staaten geworden.) Er ist zu diesem Zeitpunkt 21 Jahre, er wohnt allein in einer Pension, geht einer von ihm selbst verachteten und als mühselige Routine empfundenen Bürotätigkeit in einer Firma nach – u.a. wohl als Stenograph – und hat nur wenige und flüchtige Bekanntschaften. Sein Leben erscheint ihm eintönig, für die Insel hat er nichts übrig.

Auffällig ist in diesem Zeitraum Bakers Extremfokussierung auf ein Problem, das er nur seinem Tagebuch anvertrauen kann und das er als in höchstem Maße bedrohlich ansieht: Sein Masturbieren, das er in immer wieder neuen Anläufen und autosuggestiven „Reinigungen“ vergeblich zu unterdrücken versucht, stellt ihn in seinen Augen nicht nur hinsichtlich seiner moralischen Verfassung in

Frage, sondern wird von ihm zunehmend auch als Hinweis auf eine möglicherweise zugrundeliegende „Degenerierung“ aufgefasst, für deren Erklärung sich die Vorstellung einer genetischen Schädigung anbietet. (Bei seinen immer wieder unternommenen Kontroll- und Bewältigungsversuchen haben seine Ad-hoc-Tagebucheintragen, mit denen ich mich unter 2.2 befasst habe, natürlich einen entscheidenden Anteil.) Gleichzeitig schreibt er seinem „Missbrauch“ („abuse“) weitreichende Folgen für eine – so wahrgenommene – sich ausbreitende Schwächung und Schädigung seines Organismus zu.

Diese verheerenden Me-Bilder, mit denen die Vorstellung von einem übermächtigen Schicksal verbunden ist, dem er sich hilflos ausgesetzt sieht, geraten in Widerspruch zu ganz anderen Me-Bildern, die ihn aus der Masse der Mitmenschen herausheben. Er sieht sich als Intellektueller und Künstler und beschwört die geistige Nähe zu bedeutenden Philosophen und Schriftstellern, die in zeitgenössischen Diskussionen eine Rolle spielen, an denen er – durch die Lektüre von Zeitschriften wie „The International“ und dem Feuilletonteil der „New York Times“ und anderer Zeitungen – still teilnimmt.¹⁶ Die Suche nach einer solchen fiktiven Wir-Gemeinschaft erwächst auch aus der Erfahrung der völligen Abwesenheit vertrauensvoller Beziehungen zu Menschen in seiner Umgebung. Sie wirkt ihrerseits zurück auf sein Verhältnis zur Umwelt, da die elitäre Selbstkategorisierung dazu beiträgt, die Fremdheit gegenüber anderen zu verstärken, als unausweichlich hinzunehmen und zu legitimieren, auch wenn er unter ihr leidet.

Der Widerspruch zwischen den Me-Bildern ist kein zufälliger: Aus dem Gefühl der stillen Teilhabe an diesem elitären Kreis von großen und oft missverstandenen, angefeindeten Männern schöpft er Hoffnung und die Überzeugung, dass mehr in ihm steckt, als die immer wieder erlittenen moralischen „Niederlagen“ auszudrücken scheinen. Es ist aber nicht nur die Teilhabe als solche, sondern auch die (im Tagebuch nur sehr vage angedeutete) Werkinterpretation bzw. das, was sich ihm mithilfe von Rezensionen über ein Werk mitteilt, was für ihn orientierungsrelevant wird. Ein Beispiel dafür ist seine Interpretation von Nietzsches „Übermensch“-Vorstellung („ich wende mich an Nietzsche als meinen Wegweiser“).¹⁷ Die Orientierung an der geistigen Elite prägt auch die Entwicklung seiner abstrakten Allsätze und höherprädikativen („philosophischen“) Kategorien, mit denen er sowohl seine Verlaufskurvenerfahrungen theoretisch zu verarbeiten als auch eine neue Handlungsorientierung zu gewinnen versucht – Kategorien, die einen stark mystifizierenden, den Zugang zu den eigenen Erfahrungen vernebelnden Charakter haben.

Der Streit zwischen diesen Me-Bildern bleibt für seine Verlaufskurve bis zu seinem Suizid kennzeichnend. (Es gibt gleichwohl etwas, was sie später – schon im Angesicht seines Todes – versöhnt; darauf komme ich kurz am Ende dieses Abschnitts zu sprechen.) Je stärker er am – von ihm so bezeichneten – „genetischen Determinismus“ verzweifelt, der sich für ihn in seinen Kontrollverlusten manifestiert, um so mehr beschwört er sich, zu ‚heroischen Maßnahmen‘ zu greifen, die nicht näher spezifiziert werden.

Relativ bald artikuliert sich der Wunsch, Kuba zu verlassen und zu seiner Mutter in die Vereinigten Staaten – sein Vater ist mittlerweile gestorben – zurückzukehren. Seine Mutter hatte er während seines Aufenthaltes in Havanna weiterhin durch regelmäßige Geldzuwendungen unterstützt, d.h. er kommt mit Selbstverständlichkeit familienzyklischen Erwartungen nach. (Gleichzeitig hat er zu diesem Zeitpunkt sehr schlechte Erinnerungen an die Konflikte in seiner

Herkunftsfamilie, das Verhältnis zu seiner Familie bleibt auch weiterhin – bis zuletzt – sehr gespannt und ist von großen Enttäuschungen geprägt.) Wichtiger ist aber kurze Zeit später die Entwicklung eines *biographischen Entwurfs*, der gleichzeitig ein *Handlungsschema der Flucht* aus seiner Verlaufskurvenverstrickung ist: nämlich der Plan, nicht, wie er sich ursprünglich vorgenommen hatte (nachdem sich zu einem früheren Zeitpunkt weiterreichende Bildungspläne zerschlagen hatten und er frühzeitig ins Arbeitsleben gezwungen worden war), ein College zu besuchen, sondern darauf hinzuarbeiten, Schriftsteller zu werden. Er hatte auch schon vorher versucht, sich auf diesem Gebiet zu betätigen, indem er etwa einige Kurzgeschichten geschrieben und eine große Zahl von Notizen gemacht hatte, um Einfälle festzuhalten; auch seine Tagebucheinträge gehören zu dieser Praxis.

Wallace Bakers Verzweiflung über seine Unfähigkeit, seine „Schwäche“ zu beherrschen, wird durch den Glauben an seine künstlerische Bestimmung immer wieder für kurze Zeit gemildert. Beide Themen sind eng auf einander bezogen. Das kommt auch in seiner immer wieder artikulierten Vorstellung zum Ausdruck, dass er erst dann erfolgreich seinen Plan, Schriftsteller zu werden, in die Tat umsetzen könne, wenn er sich ausreichend unter Kontrolle habe: ein guter Vorsatz, der zu bestimmten Anlässen neu formuliert wird (Stichwort: Kalendermagie). Da das nie gelingt, bleibt dieser biographische Entwurf auch etwas, was sich ihm immer wieder neu entzieht, auch wenn die Orientierung an ihm für einen langen Zeitraum bestehen bleibt: z.B. in der Form, dass er spart, um sich in Zukunft nach seiner Rückkehr in die USA ganz der Schriftstellerei widmen und auf eine seiner Berufung nicht angemessene Bürotätigkeit verzichten zu können. Man kann davon sprechen, dass die Hoffnung auf eine Zukunft als Schriftsteller eine Zeitlang dazu beiträgt, die weitere Entstabilisierung seiner Lebenssituation zu verzögern.

Aber auch in dieser Phase gibt es schon dramatische Einbrüche, so etwa, als er mit großer Emphase entwickelte Vorüberlegungen zu seiner „Philosophie des Lebens“ – feierlich formulierte normative Setzungen, die den Charakter abstrakter und an die Adresse der eigenen Person gerichteter Handlungsanweisungen und Verbote haben – unter dem Eindruck erneuten moralischen Versagens zeitweilig verwerfen muss. Es taucht auch jetzt schon zum ersten Mal das Thema eines möglichen Suizids auf – aber noch recht unbestimmt formuliert; in einer der folgenden Eintragungen schwächt er die Relevanz dieser Thematik auch wieder ab. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass er noch immer davon ausgehen kann, dass es eine signifikante andere gibt, an die er sich wenden kann: „Meine Mutter ist die einzige Hoffnung, die mir in der Welt geblieben ist.“ – Vorstellungen, dass er sein Leben vergeudet, ständig schwächer wird und es möglicherweise dem Ende zugeht, tauchen in dieser Zeit immer wieder auf.

Als er nach der Kündigung seiner Arbeit am 20. Juli 1912 von Kuba aus in die USA zurückkehrt, zieht er insgesamt die Bilanz, dass er das Jahr auf der Insel nicht bedauere („Ich betrachte das Jahr als ein Blatt in meinem Buch der Erfahrung.“). Die Rückkehr in die Vereinigten Staaten verbindet er mit großen Hoffnungen. Auf Kuba hat er etwas Geld gespart, jetzt geht es ihm darum, sich der Realisierung seines biographischen Entwurfs, Schriftsteller zu werden, zu widmen.

Nachdem sein optimistisches Lebensgefühl auch noch in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr angehalten hat – rückblickend schreibt er am 1. August vom Juli als einem „Monat der gesunden Aktivität und des Fehlens nervöser

und krankhafter Gedanken“ –, schlägt diese Stimmung angesichts der tiefgreifenden Entfremdung zwischen ihm und seinen Angehörigen, die kein Verständnis für seine in ihren Augen verwerflichen und absonderlichen Moralvorstellungen aufbringen (vermutlich: seine utopischen Alternativideen zum „gegenwärtigen System sexueller Beziehungen“), jäh um. Die Vorstellung, sich das Leben nehmen zu können, drängt sich wieder auf, und die Ernsthaftigkeit der Suizid-idee wird im Tagebuch (im Vergleich zu früheren vageren Textstellen) besonders markiert. Entscheidend für den zunehmenden Verlust des Vertrauens in die Zukunft ist sicherlich die Enttäuschung darüber, dass die Familie nicht der Ruheort ist, nach dem er sich auf Kuba gesehnt hatte. Wenn ihm zuvor der Gedanke an seine Mutter noch einen Halt geliefert hatte, als in seinen Vorstellungen die Selbsttötung als möglicher Ausweg aufgetaucht war, so erwähnt er sie in seinen Tagebuchaufzeichnungen jetzt nicht mehr. Die Fremdheit gegenüber seinen Geschwistern und seiner Mutter kommt darin zum Ausdruck, dass gewöhnlich nur noch von „der Familie“ die Rede ist.

Die Enttäuschung über seine Angehörigen wiegt deshalb so schwer, weil er nach seiner Rückkehr aus Kuba, wo er ja sozial völlig isoliert war, über einen langen Zeitraum hinweg immer wieder *um Hilfe nachsucht* (auch wenn das von ihm gewöhnlich nicht expliziert wird). Die Rekonstruktion dieser Suchbewegungen ist nicht nur aufgrund langer Pausen zwischen einzelnen Eintragungen schwierig (so hält er beispielsweise in den letzten drei Monaten des Jahres 1912 nichts in seinem Tagebuch fest), sondern auch aufgrund nachträglicher Selbstzensuren. Nach dem Bruch mit seiner Familie notiert er etwa: „und meine letzte Hoffnung kreist jetzt um meine Rückkehr nach (...)“. Welche Person oder welcher Ort gemeint ist, ist von ihm unkenntlich gemacht worden. Es hat den Anschein, dass er während der Zeit bis zu seinem Tod vorwiegend zu Hause lebt, zwei längere Reisen im Jahr 1913 erwähne ich gleich noch.

In den letzten drei Monaten des Jahres 1912 kommt es zu einer entscheidenden und dauerhaften *Destabilisierung seiner Lebenssituation*, als er das Illusionäre an seinem biographischen Entwurf, Schriftsteller zu werden und davon leben zu können, erkennen muss. Jeweils zu Beginn des Septembers und des Oktobers steht die Thematik seiner schriftstellerischen Selbstentfaltung noch im Zentrum seiner Tagebucheintragungen, er erscheint noch einmal besonders kämpferisch und optimistisch („Eine neue Ära bricht für mich an.“), die Lektüre von Ibsen gibt ihm dabei Hoffnung. Und dann, als er sich in einer Art Selbstinitiation eine Schreibmaschine kauft, um endlich beginnen zu können, verlässt ihn der Mut; er ist wie gelähmt und bringt nichts zu Papier. Gleichzeitig werden seine Ersparnisse, die ja die Anfangsphase der Realisierung dieses Entwurfs materiell absichern sollten, immer weiter aufgebraucht. Als er zum Jahresende auf die letzten drei Monate zurückblickt, zieht er eine sehr pessimistische Bilanz.

Gleichzeitig ergreift er ein neues *Handlungsschema der Hilfesuche*, als er plötzlich den Entschluss fasst, zu seinem Onkel nach Chicago zu reisen. Diese Reise ist für ihn sehr bedeutsam, sie hat den Charakter eines „Wendepunkts“, wenn er in seinem Tagebuch festhält, dass er von nun an die Haltung einnehme, „die Zukunft dem Zufall zu überlassen, statt den Kurs sorgfältig zu steuern.“ Vielleicht könnte man davon sprechen, dass sich für ihn mit dieser Reise auch etwas von der Vorstellung eines „Gottesurteils“ verbindet.

Die Enttäuschung über den Empfang durch seinen Onkel, auf den er so viele Hoffnungen gesetzt hatte, und seine Frau geht so tief, dass er am 10. Januar

den Entschluss fasst, sich genau vier Monate später, an seinem 23. Geburtstag, das Leben zu nehmen: ein letztes *Handlungsschema der Flucht* aus seiner Verlaufskurvenverstrickung. (Diesen Termin lässt er dann zwar verstreichen, aber die Entscheidung wird auch nie explizit widerrufen.) Dass er sich diesen Zeitraum einräumt, hat zum einen vermutlich damit zu tun, dass er doch noch nicht so weit ist, alle Hoffnung aufzugeben, zum anderen kommt darin auch etwas von seinem Sinn für Pathos und Dramaturgie zum Ausdruck: Besondere Kalendertage wurden von ihm immer wieder dazu genutzt, eine Wende zum Besseren zu beschwören; mit seinem letzten Geburtstag würde eine letzte Wende eingeleitet.

Dem Entschluss, sich zu töten, geht eine Bilanzierung seiner Verlaufskurve voraus, die in seinen Aufzeichnungen ungewöhnlich pointiert und schonungslos formuliert wird:

- die Einsicht in den illusionären Charakter seines biographischen Entwurfs, Schriftsteller zu werden;
- die Angst vor der durch materielle Not erzwungenen Rückkehr in das langweilige, seinen künstlerischen und intellektuellen Neigungen ganz und gar nicht entsprechende Leben eines kleinen Büroangestellten („dieses Grauen vor der Arbeit, das mir schließlich den Boden unter den Füßen weggezogen hat“);
- das Gefühl seiner Heimatlosigkeit, das sich besonders verstärkt habe, nachdem diese letzte Hilfsuche (die Reise zu seinem Onkel) gescheitert sei; darüber hinaus: der Eindruck, immer ein Fremder zu bleiben, keinen Platz in der Welt zu haben;
- die Angst vor dem allmählichen Wahnsinnigwerden, die durch das Wissen um das „degenerierte Erbgut auf der Seite meines Vaters“ verstärkt worden sei;
- in dem Zusammenhang: die aufkommenden Zweifel, ob nicht die eigenen Ideen (mit deren Entwicklung und Systematisierung Wallace Baker immer so viel Stolz verbunden hatte) letztlich nichts anderes als Ausdruck seiner „Degenerierung“ seien;
- und vor allem die Verzweiflung über seine Sexualität („ich vermute, mein Gebrechen lässt sich als Erotomanie bezeichnen“).

Es fällt aufgrund der unregelmäßigen und relativ seltenen Tagebucheintragungen schwer, sich ein klares Bild von der Zeit zwischen der ersten Formulierung des Suizidenthschlusses und dem Tod (mehr als neun Monate später) zu machen. (Die letzten sechs Einträge stammen vom 28.2., 23.3., 1.6., 13.6., 26.7. und 27.9.1913.) Aber es wird auf jeden Fall deutlich, dass Wallace Baker nicht permanent um diese Thematik kreist. Auch werden Teile dieser resignativen Bilanz von ihm selbst zwischendurch in Frage gestellt oder durch positive Erlebnisse partiell zurückgedrängt. Einige Beispiele:

So lernt er etwa auf einer Reise nach Denver (nach seinem Aufenthalt in Chicago) einen Mann kennen, der ihm freundlich gegenübertritt und gegenüber dem er das sonst allgegenwärtige Gefühl der Fremdheit verliert. Mit der Beziehung zu diesem Mann und seiner gastfreundlichen Familie in Denver verbindet er für kurze Zeit die Hoffnung auf einen biographischen Neuanfang. Einige Wochen lang lebt er in einem Hotel in Denver und kann sich auch vorstellen, längerfristig dort zu bleiben. Dann reist er aber wieder überstürzt ab – offensichtlich unter dem verheerenden Eindruck plötzlicher Kontrollverluste. (Diese Reisebewegungen sind teilweise schwer zu verstehen, aber es gibt Hinweise darauf, dass er die geplante Reise nach San Francisco – auf dem Weg dorthin hatte er in Denver Halt gemacht – schon in suizidaler Absicht angetreten hatte: „es alles dort beenden“.)

Trotz der negativen Bilanzierung vor seinem Suizidenthschluss vom 10. Januar taucht auch weiterhin immer wieder das Thema seiner künstlerischen Beru-

fung und seiner Zugehörigkeit zur geistigen Elite auf („ich, ein Geistesverwandter von Genies“) – sogar bis zu dem Punkt, dass er trotz allem am biographischen Entwurf, Autor zu werden, festhält: „Ich kämpfe noch immer um umfassende Kontrolle und ein beständiges Arbeitsprogramm (a settled scheme of work), um ein erfolgreicher Bühnenschriftsteller zu werden.“ (13.6.1913) Dagegen steht aber das Wissen um seine geringen Chancen im „Kommerzialisierung des gegenwärtigen amerikanischen Schriftstellerberufs“. Er wagt es nicht, sich an Stiftungen mit der Bitte um Gewährung eines permanenten Künstlerstipendiums zu wenden, auch wenn ihm dieser Gedanke immer wieder kommt, da er Angst davor hat, dadurch aufzufallen und psychiatrisch hospitalisiert zu werden.

Auch wenn er in dramatischen Formulierungen immer wieder seinen Abscheu vor der Rückkehr in eine Bürotätigkeit zum Ausdruck bringt, wird die Aufnahme einer Tätigkeit als Stenograph eher beiläufig und positiv – wegen des relativ guten Lohns und der damit erhofften Alltagsbalancierung – erwähnt.

Baker ist sich sehr wohl dessen bewusst, dass er den von ihm selbst festgelegten Termin für seine Selbsttötung hat verstreichen lassen. Gleichwohl revidiert er seinen Entschluss nicht, die Thematik bleibt unterschwellig präsent, und ein Suizid scheint sich ihm angesichts seiner ungelösten Probleme immer wieder als Ausweg anzubieten. Bevor er sich am 27. September 1913 das Leben nimmt, trifft er Vorkehrungen, dass sein Tagebuch den Herausgeber des von ihm häufig gelesenen „The International“ erreicht – in der Hoffnung, dass es posthum veröffentlicht wird.

Seine letzte Eintragung – „eine Art letztes Testament“, wie er es nennt – stellt eine Mischung von trauriger Lebensbilanz und Kampfansage an eine recht amorph bleibende Gruppe von auch schon früher häufig erwähnten Opponenten (u.a. öffentlichen Meinungsführern) dar, der seine Wir-Gruppe von „Übermenschen und Degenerierten“ gegenübersteht. Sein Suizid bekommt einen Sinn durch das Beispiel, das er gibt:

„Wenn tausend Männer überredet werden könnten, sich im Protest das Leben zu nehmen, würden die herrschenden Kreise aufhorchen.“

Erhebt Euch, Ihr Amerikaner, die Ihr etwas Blut in Euch habt, und verjagt Eure Comstocks, Bryans, religiösen Heuchler und korrupten Politiker (grafters) und lasst die sogenannten Degenerierten und Wahnsinnigen zu Wort kommen, und falls Ihr nicht größer und besser lebt, dann verdient Ihr, was Ihr bekommt. Die Mehrheit hat immer unrecht, und die Minderheit von Übermenschen und Degenerierten – den Zolas, Ibsens usw. – muss sich zusammenschließen und das ganze verdammte System stürzen, das die Besten, Aufrichtigsten und Rechtschaffensten in den Selbstmord oder Hunger treibt.“

Der antagonistische Widerstreit von Me-Bildern, unter dem er so lange Zeit gelitten hatte, wird in diesem Manifest überwunden, „Übermenschen und Degenerierte“ gehören zusammen. Man machte es sich zu einfach, diese Vereinigung nur als Ausdruck persönlicher Eigenheiten eines verzweifelten oder verwirrten Individuums zu trivialisieren. Wallace Baker kann hier auf kollektive Vorstellungsgehalte zur Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn zurückgreifen.¹⁸ Dass er sich an ihnen orientiert, wird u.a. in der Eintragung vom 8.2.1913 deutlich, in einem Kommentar dazu, dass er in den Tagen zuvor Werke von Strindberg gelesen habe: „Ich genoss sie, was eine Selbstverständlichkeit ist, da ich immer ein geniales Werk verstehe und tief genieße, besonders das Werk *sogenannter degenerierter Genialität*.“ (Hervorhebung von G. R.) Das „sogenannt“ verweist auf den Öffentlichkeitscharakter der Kategorie.

Um das Entscheidende an der hier skizzierten Entwicklung noch einmal zusammenzufassen: Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Dynamik von Bakers Verlaufskurvenprozess, seiner einsamen und verzweifelten Auseinandersetzung mit widerstreitenden Identitätsbildern, die er in Bezug auf sich selbst unterstellt, und der völligen Abwesenheit tragfähiger Beziehungen zu signifikanten anderen. Seine soziale Isolation ist eine Bedingung dafür, dass sein Kampf darum, wer er ist – verworfen und minderwertig oder genial –, solche Formen annehmen kann: dass er so verletzlich ist und empfänglich für die unumstößlichen, mit moralischer und wissenschaftlicher Autorität verbundenen „Wahrsprüche“ über „Exemplare“ wie ihn, denen er nur dadurch begegnen kann, dass er auf seiner künstlerischen Kreativität – zunehmend auch: Genialität – und seiner (noch nicht öffentlich anerkannten) Mitgliedschaft in einer geistigen Elite insistiert.

Wäre er eingebunden in ein Netz vertrauensvoller Beziehungen, würden die Vorstellungen, die er über sich entwickeln würde, kontinuierlich aus seiner Interaktion mit Me-Bildern, die er bestimmten anderen in Bezug auf sich unterstellen würde, entstehen, erprobt, verändert und angeeignet; sie wären sozusagen „geerdet“. Stattdessen wird er beherrscht von aufeinander bezogenen und konträren, hoch abstrakten und starren Sichtweisen über das, was er ist und was in ihm steckt, die völlig losgelöst sind von seinen alltäglichen Beziehungen und hier nicht korrigiert und abgeschwächt werden können – gleichzeitig Sichtweisen, deren Einbettung in bestimmte kollektive Vorstellungsgehalte klar erkennbar ist. Über das, was in ihm vorgeht, kann er nicht mit anderen sprechen, weil es sich um intime und mit Schambewusstsein verbundene Erfahrungen handelt, deren Offenlegung ihn der Verachtung oder dem Spott seiner Umwelt preisgeben würde. In diesem Prozess vertieft sich der Graben zwischen ihm und seiner Umwelt immer mehr. Er leidet an sich selbst, seinem (von ihm verachteten) Körper, seiner „Nervosität“, gleichzeitig gerät er in seiner Selbstverstrickung in ein immer unrealistischeres Verhältnis sich selbst gegenüber. Das Fluchthandlungsschema des Suizidplans stellt für ihn schließlich die letzte Möglichkeit dar, die Me-Bilder seiner Verworfenheit und seiner Erhabenheit zu integrieren.

4. Ruth Cavans Analyse des Tagebuchs

In Ruth Cavans Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker¹⁹ steht nun nicht mehr im Vordergrund, neue Erkenntnisse über den „Suizidprozess“ zu gewinnen; der Autorin geht es darum, die zuvor – auf der Basis von offiziellen Berichten von Leichenbeschauern – entwickelten typologischen Aussagen zu illustrieren und zu einem vertieften Verständnis beizutragen. „Die Dominanz vereitelter Interessen und die Starrheit der Pläne, sie zu erreichen, die als Merkmale des Suizidprozesses erwähnt worden waren, sind in diesem Tagebuch sehr klar ersichtlich.“ (S. 246) Bakers Fall gehört ihrer Meinung nach zum zweiten Typ („dem erkannten Wunsch“), in dem sich „bestimmte Interessen und Wünsche entwickelt haben, aber keine Mittel für ihre Befriedigung gefunden werden können.“ (S. 198) Mit der Vor-ab-Subsumption unter einen solchen Typus sind einer genaueren Analyse des Tagebuchs natürlich relativ enge Grenzen gesetzt:

Das als typisch Erkannte wird akzentuiert, während anderes, was sich dem nicht fügt, in seiner Relevanz abgeschwächt oder ignoriert wird.

Der Reiz des Tagebuchmaterials wird von Cavan durchaus erkannt, was daran ersichtlich ist, dass für seine Präsentation und Kommentierung vergleichsweise viel Platz reserviert wird. Aber die Verfasserin trägt nicht dem Umstand Rechnung, dass diesem Primärmaterial, das sich ja gegenüber den anderen von ihr gebrauchten Daten dadurch auszeichnet, dass hier über einen langen Zeitraum die Perspektive eines Betroffenen zum Ausdruck kommt und Prozesse aufgezeigt werden, ein besonderer Stellenwert im Rahmen der intendierten Theoriebildung (vgl. Glaser/Strauss 1967; Strauss 1991) zukommen könnte. Die mit detaillierten Einzelfallanalysen verbundenen Chancen zur Entdeckung von Allgemeinheiten werden von ihr – und natürlich auch anderen Chicagoer Autoren aus dieser Zeit, deren Untersuchungen eine ähnliche Architektonik aufweisen – noch nicht erfasst. Das heißt auch, dass sie nicht danach fragen kann (wie ich es in diesem Beitrag unter 3.2 versucht habe), welche Bedeutung das Tagebuch für Wallace Baker hat und in welcher Weise es selbst zu dem Prozess gehört, auf den sich das Forschungsinteresse richtet. Gleichwohl ist auffällig, dass sie in der Beschäftigung mit diesem Einzelfall eine für die Analyse von Suizidprozessen generell sehr wichtige Einsicht gewinnt – trotz der systematischen, durch den Aufbau der Untersuchung gesetzten Grenzen und obwohl ihr noch keine neueren Verfahren der Textanalyse zur Verfügung standen. Auf das, was sie entdeckt, gehe ich gleich (unter (d)) noch kurz ein.

In ihrer Analyse des Suizidprozesses von Wallace Baker (S. 244-248) konzentriert sich die Autorin auf (a) seinen Persönlichkeitstyp, (b) seine dominanten Interessen, (c) Möglichkeiten, seine Interessen zu verwirklichen, (d) die Krise und (e) seine Einstellung zum Suizid generell („suicide attitude“). Eine solche Unterteilung ergibt sich aus ihren vorausgegangen allgemeinen Überlegungen zum Suizidprozess, auf die ich im zweiten Teil eingegangen war.

(a) *Sein Persönlichkeitstyp*: Als dominante Charaktereigenschaften werden zum einen seine „Introspektion“ (sein Kreisen um eigene Empfindungen, Stimmungen und Reaktionen; sein ausschließliches Interesse an der Entwicklung bestimmter Ideale für sein eigenes Handeln) und sein „Egozentrismus“ genannt, der von der Autorin als Ausdruck einer „adoleszenten“ Haltung sich selbst gegenüber betrachtet wird. Die „typisch adoleszente“ Idee, ein „heimliches Genie“ zu sein, sei von ihm nicht überwunden worden – mit der Folge zunehmender Verbitterung über „die Blindheit seiner Familie und der Welt im Allgemeinen.“ (S. 244) Die Autorin misst Wallace Baker also an dem; was in ihren Augen für ein bestimmtes Lebensalter normal ist, und gelangt auf diese Weise zu der Feststellung, dass sein Reifungsprozess blockiert gewesen sei: in gewisser Weise wird ihm also der Erwachsenenstatus abgesprochen. Die Zuschreibung der essentiellen Merkmale „Introspektion“ und „Egozentrismus“ vermittelt das statische Bild einer „Persönlichkeit“, die so und nicht anders „ist“. Indem zu Beginn des Analysekommentars der „Persönlichkeitstyp“ – im doppelten Wortsinn – festgestellt wird, sind der Entdeckung von Identitätsveränderungen im „Suizidprozess“ relativ enge Grenzen gesetzt.

(b) *Dominante Interessen*: Nach Ruth Cavan sind in Bakers Tagebuch durchgängig zwei Ambitionen zu erkennen: nämlich ein bestimmtes Ideal sexueller Enthaltsamkeit („sexual continence“) zu erreichen und Schriftsteller zu werden. Wie beide Interessen entstanden seien, werde im Tagebuch deutlich. Nach sei-

nem „ersten Kontakt mit Frauen“ im Alter von zwanzig Jahren sei anscheinend bald darauf der Wunsch aufgekommen, „den Impuls, Prostituierte zu besuchen, abzuwehren, ein Wunsch, dessen Wurzeln offenbar in seiner vorausgegangenen Erziehung lagen, die er trotz seines Willens nicht abwerfen konnte.“ (S. 244) Im Hinblick auf das zweite Interesse heißt es:

„Da er sich für irgendeine große Bestimmung vorgesehen fühlte und er fand, dass sein früheres Streben nach einer Collegeausbildung für ihn nicht mehr in Frage kam, wog er ziemlich bedächtig die verschiedenen Möglichkeiten ab, Größe zu erreichen, und entschied sich dafür, dass der Schriftstellerberuf die Sache war, für die er geeignet war.“ (S. 245)

Was an Cavans knapper Bestimmung der „dominanten Interessen“ auffällt, ist einerseits, dass die Autorin sie getrennt von einander benennt und nicht auf den inneren Zusammenhang des Themas der sexuellen Selbstbeherrschung und der künstlerischen Selbstentfaltung eingeht, der in den Tagebucheintragungen so deutlich hervortritt; andererseits aber vor allem, dass sie offensichtlich das, auf was sich Bakers Geständnisse und Selbstbeschwörungen vor allem beziehen – sein Masturbieren –, überhaupt nicht anspricht. Zwar erwähnt er zwischen durch seinen gelegentlichen – und von ihm selbst zumeist moralisch verurteilten – Kontakt mit Prostituierten („zumeist“ heißt, dass es Ausnahmen gegeben hat²⁰), aber im Vordergrund stehen die Textstellen, auf die ich mich in meiner Erörterung unter 3.3 bezogen habe und in denen es um andere Referenz-Objekte geht. Ich kann mir Ruth Cavans Nicht-Thematisierung dieser m. E. zentralen Leidenserfahrung nur so erklären, dass sie sie entweder bewusst nicht zur Sprache gebracht hat, möglicherweise weil sonst die Regeln des guten Geschmacks verletzt worden wären – dafür könnten bestimmte Auslassungen in der Textpräsentation²¹ sprechen, in denen das Material von explizit indexikalen und gleichzeitig besonders unklaren Passagen, durch die Fragen aufgeworfen werden könnten, „bereinigt“ wird –; oder dass sie tatsächlich nicht (voll) erfasst hat, worum es geht. Sollte das letztere der Fall sein, so hat diese selektive Nicht-Beachtung möglicherweise mehr mit der Methodologie der Studie als mit einem besonders ausgeprägten Mangel an Sensibilität zu tun: Durch die Einordnung des Falls Wallace Baker in die zuvor entwickelte Typologie können Zugzwänge der Textbereinigung entstehen. Nur das wird im analytischen Kommentar aufgegriffen, was als einem Typus zugehörig betrachtet werden kann und als relativ eindeutig „ins Auge springt“, während Passagen, die bei einem ersten Durchgang uneindeutig und merkwürdig erscheinen, eher außen vor bleiben. Mir scheint es inzwischen allerdings wahrscheinlicher, dass Ruth Cavan schon gesehen hat, worum es geht, es aber in dieser – von einer besonderen Prüderie geprägten – Zeit vorgezogen hat, ihre Erkenntnisse für sich zu behalten. Man muss berücksichtigen, dass in dieser Periode an der Universität von Chicago ein besonders restriktiver Moralkodex existierte, dessen prominentestes Opfer einige Jahre zuvor William Thomas geworden war²², und dass in diesem Zusammenhang von Seiten der Universitätsspitze und anderer Fakultäten gelegentlich versucht wurde, Soziologen wegen ihrer Ideen zu zensieren oder zur Rechenschaft zu ziehen. Außerdem wäre es für Ruth Cavan als eine der ersten Frauen, die in dieser Zeit in Chicago promovierten, vermutlich besonders riskant gewesen, in ihrer Untersuchung tabuisierte und als moralisch anstößig empfundene Sachverhalte zu thematisieren.

(c) *Möglichkeiten der Interessenverwirklichung*: Ruth Cavan fragt jetzt weiter danach, warum Baker diese beiden dominanten Interessen, die ihr als in sich

„ziemlich normal“ (S. 245) erscheinen, nicht verwirklichen kann. Diese Formulierung verweist darauf, dass sie sich darum bemüht, Bakers Wünsche erst einmal ernst zu nehmen, vor allem aber auch darauf, dass sie keine analytische Distanz zu dieser gesellschaftlich konstruierten „Normalität“ herzustellen versucht. Bakers „Wunsch, den Impuls, Prostituierte zu besuchen, abzuwehren,“ wird lediglich auf den Einfluss seiner Erziehung zurückgeführt und bedarf ansonsten keiner weiteren Kommentierung. Die Autorin macht sich seine eigene Frage – *warum schaffe ich es nicht, mich zu beherrschen?* – zu Eigen und problematisiert nicht ausreichend, *wie es kommt, dass er permanent von dieser Frage beherrscht wird*. Mit einer solchen Verschiebung der Fragestellung würde auch der Zugang zu einer genuin soziologischen Analyse des „Suizidprozesses“, um den es hier geht, ermöglicht.

Was die fehlende sexuelle Selbstkontrolle betrifft: Wichtig ist, dass Cavan unter (b) herausgearbeitetes – intentionales oder nicht-intentionales – Missverständnis von Bakers Bezügen auf seine sexuellen „Niederlagen“ auch für den weiteren Verlauf ihres analytischen Kommentars bestimmend bleibt und ihr immer wieder den Blick verstellt. So entwickelt sie beispielsweise – in der Beantwortung ihrer falsch gestellten Frage nach den Gründen für seine fehlende sexuelle Enthaltsamkeit – eine Art psychologisch-biologische Vorstellung von Bakers Fallensituation:

„Seine Inanspruchnahme durch seine eigenen winzigen und vorübergehenden Empfindungen machten es Wallace Baker sehr schwer, die Natur seiner Gefühle (his emotional nature) zu kontrollieren und sexuellen Beziehungen zu widerstehen, während die Ruhelosigkeit, die von seiner anderen unerfüllten Sehnsucht ausströmte, zu seinem Verlangen nach Entlastung von der nervlichen Anspannung beitrug, in die er sich selbst hineinarbeitete und für die er sexuelle Beziehungen als eine Entlastung betrachtete.“ (S. 245)

Im Hinblick auf das Scheitern seiner schriftstellerischen Ambitionen führt die Autorin zum einen seine (in ihren Augen) fehlende künstlerische Kreativität und seinen „Egozentrismus“ an:

„es gibt wenig Anhaltspunkte für irgendeine Befähigung zum Beruf des Schriftstellers. Das Tagebuch selbst ist – von einem literarischen Standpunkt aus betrachtet – nur mäßig gut geschrieben, und seine Vorstellung vom Stoff für das Schreiben bezog sich auf seine eigenen Kämpfe und geistigen und emotionalen Prozesse.“ (S. 246)

Zum anderen spricht sie an, dass er von Seiten seiner Familienangehörigen und Verwandten in diesem Bereich keine Ermutigung erfahren habe; außerdem habe er keine Anstrengungen unternommen, sich eine Arbeitsstelle zu suchen, die ihm die Gelegenheit zum Schreiben geboten und ihn mit Literaten in Kontakt gebracht hätte, d.h. in den Augen der Autorin hat er sich, was seine künstlerischen Kompetenzen betrifft, keinem Realitätstest ausgesetzt.

Wenn Ruth Cavan seine fehlende Einbindung in soziale Zusammenhänge anspricht, die in verschiedener Hinsicht für eine Entwicklung hin zu einer Schriftstellerexistenz wesentlich gewesen wäre, dann ist das sicherlich eine wichtige Einsicht. Aber ich bin mir unsicher, wenn es darum geht, ihm zu attestieren, dass er sich bewusst einem Realitätstest (der Beurteilung durch kritische andere, die etwas vom Schreiben verstehen) entzogen habe, um sich seine schriftstellerische Inkompetenz nicht eingestehen zu müssen. Diese globale Einschätzung wird durch die Lektüre des Tagebuchs nicht gerechtfertigt. Seine letzte Handlung vor dem Suizid – das Verschicken seines Tagebuchs zwecks einer möglichen posthumen Veröffentlichung – unterstreicht ja gerade, dass er zu-

mindest in dieser Grenzsituation auf dem Wert seiner Eintragungen beharrt (worin er ja dann auch von denjenigen, die seinen Text im „The Glebe“ herausbringen, bestätigt wird). Ruth Cavan unterstellt ihm in diesem Zusammenhang und an anderen Stellen eine Tendenz zur Rationalisierung: „seine grandiosen Stellungnahmen bezüglich literarischer Ideale und sein Abscheu, für eine zahlende Öffentlichkeit zu schreiben, dienen mehr der Verteidigung seiner Unfähigkeit zu schreiben als genuinen literarischen Standards.“ (S. 246) Mit dieser (statischen) Zuschreibung wird sie der Dynamik des Verlaufskurvenprozesses, in dem sich Baker befindet, nicht gerecht: Wenn er in seiner letzten Lebensphase immer wieder – aber nicht durchgehend – die Vorstellung aufgibt, angesichts des „ignoranten“ amerikanischen Publikums in Zukunft von Einkünften aus schriftstellerischer Tätigkeit leben zu können (darauf bezieht sich Cavans Formulierung von seinem „Abscheu, für eine zahlende Öffentlichkeit zu schreiben“), dann ist das ein Ausdruck dafür, dass er einerseits erkennt, wie ihm die Felle wegschwimmen und sich sein biographischer Entwurf als illusionär erwiesen hat, und dass er andererseits verzweifelt auf dem beharrt, was in ihm steckt.

(d) *Die Krise*: Es ist deutlich geworden, dass die Autorin hier und in vielen anderen Fällen von einer einfachen Drei-Phasen-Struktur ausgeht: Entwicklung dominanter Wünsche oder Interessen (die in starrer Weise verfolgt werden) – Nichtrealisierbarkeit der Interessen – Krise. Mit Blick auf Baker schreibt sie: „Die Krise entwickelte sich, als Wallace Baker Objektivität über sich selbst erlangte. So lange, wie er sich mit Träumen verhüllte, blieb sein Glaube an seinen letztendlichen Erfolg bestehen. Aber allmählich gewann er eine andere Sichtweise von sich selbst.“ (S. 246f.) Damit spricht sie die mehrmonatige Phase an, an deren Ende die vergebliche Hilfesuche bei seinem Onkel in Chicago und der – in einer ausführlichen Bilanzierung begründete – Suizidentschluss stehen.

Wenn die Autorin diese Entscheidung als Wendepunkt in Bakers „Suizidprozess“ kennzeichnet, gelangt sie zu einer zentralen Einsicht: dass nämlich sein Suizid letztlich eine intentionale Struktur aufweist, er in der Entwicklung dieses Plans noch einmal aktiv zu sich selbst steht und sich auf seine Art wehrt, ohne dass sein Verhalten als „pathologisch“ zu bezeichnen wäre. Sie betont – im Gegenteil – seine gedanklichen Anstrengungen, sein Bemühen darum, sich nichts vorzumachen: „als Wallace Baker Objektivität über sich selbst erlangte“; „die Eintragungen während seiner Zeit in Chicago bieten eine Analyse seines Problems, die recht umfassend erscheint“. Es ist in meiner Rekonstruktion des Prozesses natürlich deutlich geworden, dass ich nicht mit Ruth Cavans Sichtweise, was Bakers „Objektivität über sich selbst“ anbelangt, übereinstimme, aber entscheidend erscheint mir hier: Sie erfasst und akzentuiert die intentionale Struktur seines Handelns und seine aktive Haltung sich selbst gegenüber. Ihre Entdeckung ist umso bemerkenswerter, als sie sich selbst zu dieser Zeit noch nicht an neueren Verfahren der Textanalyse orientieren konnte und sich bei der Markierung dieses Wendepunktes (der von mir als letztes Handlungsschema der Flucht bezeichnet wurde) lediglich von ihrer Intuition leiten ließ.

Diese in der Fallbetrachtung gewonnene Einsicht hat allerdings – und hier werden wieder die zu Beginn des vierten Abschnitts angedeuteten methodologischen Grenzen dieser Form von Typenbildung deutlich, in der die Erkenntnismöglichkeiten von Einzelfallanalysen noch nicht systematisch genutzt werden – keine Folgen für die übergreifende theoretische Konzeptualisierung der Studie: Ruth Cavan problematisiert in diesem Zusammenhang nicht, inwieweit die Ka-

tegorie der „persönlichen Desorganisation“ (die sich als Komplementärbegriff zum Konzept der „sozialen Desorganisation“ in vielen Chicagoer Monographien in dieser Zeit findet und ausgesprochen vage benutzt wird) auf die von ihr untersuchten Erscheinungen wirklich anwendbar ist. Bei diesem Begriff – Thomas und Znaniecki sprechen von „individueller Desorganisation“ (= „Demoralisierung“) – handelt es sich um einen frühen Versuch, Leidenserfahrungen zu konzeptualisieren, aber er bleibt zu statisch (vgl. Riemann/Schütze 1991, S. 335f.). Prozesse des Getriebenseins und des Verlusts der Kontrolle über sich – Verlaufskurven (Schütze 1995) – werden damit noch nicht in ihrer sequentiellen Struktur erfasst, und der Möglichkeit von Flucht- und Befreiungsversuchen – von Handlungsschemata – wird auf diese Weise nicht ausreichend Rechnung getragen. Das wird an dem hier diskutierten Beispiel deutlich.

Etwas Wesentliches wird von Ruth Cavan in diesem Kontext nicht zur Sprache gebracht: dass Bakers Entscheidung, sich das Leben zu nehmen, eine mit Enttäuschungen verbundene *Hilfesuche* vorausgeht, an deren Ende das Gefühl bleibt, jetzt keinen mehr zu haben, an den man sich wenden kann²³. Der Gedanke, sich noch an Professionelle wenden zu können („Ich dachte daran, zu Soziologen zu gehen, zu Experten in Sachen Wahnsinn (insanity experts)“), wird ja verworfen (5.2.1913) – u.a. aus Furcht vor psychiatrischer Hospitalisierung.

Die Autorin beschreibt die Situation des „objektiven“ Erkenntnisgewinns, der in Bakers Chicagoer Tagebuchaufzeichnungen zum Ausdruck komme, folgendermaßen:

„er äußert, dass er desillusioniert sei, einsam, nicht gebührend gewürdigt, unfähig, seine sexuellen Impulse zu kontrollieren. Als Erklärung führt er jedoch nicht seine eigene Unfähigkeit an, sondern seine Furcht davor, wahnsinnig zu werden. Zu diesem Zeitpunkt glaubt er noch immer, während er teilweise sein Versagen zugibt, dass die Kräfte, die ihn zurückhalten, externe seien und ganz und gar nicht unter seiner Kontrolle stünden.“ (S. 247)

Worum es Ruth Cavan hier geht, ist der Versuch nachzuweisen, dass sich Baker unter Rückgriff auf die Krankheitsvorstellung darum bemüht, sich nicht eingestehen zu müssen, dass er sich sein Scheitern selbst zuzurechnen hat. Bei einer Beschäftigung mit den entsprechenden Tagebucheintragungen (den Bilanzierungen vom 29.1. und 2.2.1913) sehe ich nicht diese krasse Gegenüberstellung. Es handelt sich mehr um eine Gemengelage von Eingeständnissen des Scheiterns („Nachdem ich eine Schreibmaschine erstanden und mich hingesetzt hatte, um zu arbeiten, schwand mein Mut; ich konnte nichts tun.“), defätistischen Einsichten in seine Heimatlosigkeit und Hinweisen auf seine Angst vor dem Wahnsinnigwerden (angesichts des „degenerierten Erbguts auf der Seite meines Vaters“) und auf seine Furcht, dass seine Abstraktionen und „philosophischen“ Ideen Ausdruck einer solchen „Degenerierung“ sein könnten. Damit taucht der Sinnzusammenhang auf, den ich unter 3.3 herausgearbeitet habe – ein Sinnzusammenhang, den Ruth Cavan aufgrund der Tatsache, dass sie Bakers Andeutungen zu der Art seiner sexuellen Kontrollverluste missverstanden oder ausgeblendet hat, nicht in den Blick bekommen kann.

(e) *Einstellung zum Suizid*: Abschließend geht es ihr um Bakers Haltung zum Suizid generell („suicide attitude“). Während er in seiner Adoleszenz – so Ruth Cavan – die Hoffnung auf die Lösung seiner Probleme nie aufgegeben habe, werde zumindest für den von seinem Tagebuch behandelten Zeitraum von anderthalb Jahren erkennbar, dass sich der Suizid in bestimmten Abständen als Lösung angeboten habe. „Die Darlegung von Gründen für den Suizid und die

Auswahl eines Termins für ihn zeigen eine sehr deutliche Haltung, und es bedurfte nur noch der letzten Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, um diese latente Einstellung in den offenen Akt zu verwandeln.“ (S. 248) Auf die biographischen Bedingungen, unter denen dieses letzte Fluchthandlungsschema thematisch wird oder deutlich in den Vordergrund tritt, geht die Autorin nicht näher ein. Die Hintergrundsannahme einer längerfristig wirksamen „Suizideinstellung“ ist für sie offensichtlich notwendig, um erklären zu können, *warum* sich Menschen letztlich das Leben nehmen. Hier wird die ätiologische Stoßrichtung ihrer Analyse des „Suizidprozesses“ erkennbar. Die Frage nach diesem *Warum* unterscheidet sich deutlich von der offenen Frage nach der Struktur und Dynamik einer Verlaufskurve: danach, *wie* in einem längerfristigen Leidensprozess „eins zum anderen gekommen ist“ (vgl. 3.4).

5. Abschließende Bemerkungen

Es ging mir in meinem Beitrag um zweierlei: sowohl um die – von meiner Auseinandersetzung mit anderen Textmaterialien (insbesondere narrativen Interviews) geprägte – Re-Analyse eines Tagebuchs, das auch schon in einer der „klassischen“ Chicagoer Monographien untersucht worden war, als auch um den Versuch, auf diese Weise einen spezifischen Zugang zu dem zu erhalten, wie die Autorin vorgegangen ist, was sie entdeckt hat, welche Grenzen mit ihrem (für viele damalige Chicagoer Soziologen typischen) Ansatz verbunden sind, aber auch: welche Erkenntnisse und Erkenntnismöglichkeiten in ihrer Arbeit stecken, ohne dass ihr dies selbst schon zur damaligen Zeit bewusst gewesen wäre.

Mit einer solchen Re-Analyse ist das Risiko verbunden, dass man arrogant wird, zumindest so wirkt; dass man den Eindruck erweckt, als wolle man die Autorin vor dem Hintergrund dessen, was man selbst meint herausgefunden zu haben, „vorführen“ und ihre Versäumnisse auflisten. Man läuft Gefahr, neunklug Maßstäbe anzulegen, die der historischen Situation – der für Ruth Cavan relevanten Auseinandersetzungsarena, ihrem soziologischen Milieu, dem damaligen Entwicklungsstand der Sozialwissenschaften, den Zwängen, denen sie als eine der wenigen Akademikerinnen zur damaligen Zeit ausgesetzt war – nicht gerecht werden. Es ist sicherlich so, dass der kritische Eindruck überwiegt, was vermutlich in der Konsequenz eines solchen kontrastiven Verfahrens liegt. Aber auch wenn für den Leser im Vordergrund stehen sollte, was Ruth Cavan noch nicht gesehen hat und welche Fehlinterpretationen ihr unterlaufen sind, so möchte ich noch einmal betonen, dass für mich im Rückblick Ruth Cavan's Leistung zählt: die Beschäftigung mit einem heiklen Themenbereich, der zur damaligen Zeit noch immer pathologisierenden und biologistischen Betrachtungsweisen ausgesetzt war²⁴; die Untersuchung von Suizidprozessen im Kontext von Umbrüchen und Zerfallserscheinungen der modernen Großstadt; ihr – in der Geschichte der Soziologie meines Wissens erstmals unternommener – Versuch, „persönliche Dokumente“ zu verwenden, um Suizidprozesse aus der Perspektive der Betroffenen selbst zu verstehen und sie dabei ernst zu nehmen²⁵; die Durchführung von (intuitiven) Fallanalysen und vor allem die Entdeckung der intentionalen Struktur der Suizids in dem von ihr untersuchten Prozess: der noch einmal aktiven Haltung von Wallace Baker sich selbst gegen-

über – eine Entdeckung, die über das für sie noch orientierungsrelevante Konzept der „persönlichen Desorganisation“ hinausweist.

Der Blick auf die Aufschichtung zentraler Leidenserfahrungen von Wallace Baker, die von Ruth Cavan noch nicht erfasst worden waren, wurde durch die strukturelle Beschreibung des Textmaterials ermöglicht. Und in dieser Beschreibung ging es – das ist entscheidend – darum, lebensgeschichtliche Prozessstrukturen aufzudecken, nicht darum, sich (a) nur auf eine als „Suizidprozess“ eingegrenzte Zeitspanne zu beschränken und (b) die für die Autorin noch immer zentrale Frage zu beantworten, *warum* sich Wallace Baker schließlich das Leben genommen hat. Damit wird auch ein Gegensatz zur ätiologischen Stoßrichtung der Hauptströmungen der soziologischen Suizidforschung in der Nachfolge und im Schatten Durkheims bezeichnet, wobei sich hier die Beantwortung der Warum-Frage in erster Linie auf den Versuch beschränkt, unterschiedliche – in amtlichen Statistiken dokumentierte – Suizidraten sozialer Aggregate zu erklären. Dieser Fokus dient oft als Abgrenzungskriterium zu psychologischen Suizidtheorien (vgl. Lester 1989, S. 7).²⁶

Die spezifischen Perspektiven und Bedeutungszuschreibungen der Betroffenen bleiben außen vor, da man unterstellt, dass sie weitgehend homogen und dem Sozialforscher unproblematisch gegeben seien. Die frühen Versuche von Ruth Cavan, sich offen auf unterschiedliche Datenmaterialien („persönliche Dokumente“) einzulassen, um die darin enthaltene Komplexität und Spannbreite von Erfahrungen für die soziologische Theoriebildung zu nutzen, werden nicht aufgegriffen, wenn man einmal von den Arbeiten von Douglas (1967), Jacobs (1967 und 1974) und einigen anderen zum Suizidprozess absieht.

Noch eine abschließende Bemerkung zu der strukturellen Beschreibung, die ich durchgeführt habe. Eine solche Beschreibung ist u.a. dadurch gekennzeichnet, dass eine strikt sequenzierende Analysehaltung eingenommen wird, die danach fragt, wie kontinuierlich Bedingungen für nachfolgende Abläufe gesetzt werden; dass die Tagebucheintragungen selbst als wesentlicher Bestandteil des zu untersuchenden Prozesses verstanden werden: als Praktiken der Alltagsbewältigung und der biographischen Arbeit; dass die Textstrukturen als Schlüssel zu den Erfahrungen des Betroffenen und zu ihrer Aufschichtung genutzt werden, die Vagheiten und Unklarheiten des Textes beispielsweise nicht bereinigt werden, sondern ihrerseits eine wichtige Analyseressource darstellen; dass zur Aufdeckung von Allgemeinheiten im Fall textinterne Vergleiche angestellt werden und dass in ganz bestimmten Situationen auf zeitgeschichtliche Quellen und geschichtswissenschaftliche, ethnographische oder sonstige Literatur zurückgegriffen wird, um Vermutungen nachzugehen und Zusammenhänge zu verstehen, die heutigen Lesern fremdartig erscheinen. Auf diese Weise lässt es sich vermeiden, dass man zwischen einer Übernahme der Normalitäts- und Abnormalitätsvorstellungen des Betroffenen einerseits und der distanzierten Abwertung seiner Person andererseits hin- und herpendelt.

In der Analyse des Einzelfalls wird Allgemeines sichtbar: die Struktur von Verlaufskurven überhaupt und ihre historische Prägung – in diesem Fall die Erfahrung, dass man mächtigen, mit großer moralischer Autorität ausgestatteten expertenhaften Theoriebeständen und „letzten Wahrheiten“ ausgesetzt ist (Riemann 1984), die für den Bezug auf sich selbst und den eigenen Körper eine zentrale Bedeutung haben, Interpretamenten, mit denen man irgendwie leben muss, aber nicht gut leben kann.

Anmerkungen

- 1 Ich bedanke mich bei Fritz Schütze, Marek Czyzewski, Cosimo Mangione und zwei anonymen Gutachtern für die hilfreiche Kommentierung einer früheren Version dieses Aufsatzes.
- 2 Auch alle weiteren Übersetzungen aus dem Englischen, die in diesem Aufsatz auftauchen, stammen von mir.
- 3 In einem Schreiben Alfred Kreymborgs vom 16.12.1913, das dazu diente, neue Abonnenten zu werben, wurde die Zielsetzung der Zeitschrift so formuliert: „Der GLEBE wird es zu seinem ‚Geschäft‘ machen, unbekannte Schriftsteller der Öffentlichkeit zu präsentieren – Männer und Frauen, denen es schwerfällt, Gehör zu finden, weil sie den populären Magazinen nicht nachgeben werden, und deren Genialität oft wegen der lang andauernden Entmutigung, die sie erleben, abgewürgt wird. – Von Anfang an hat dieses ungewöhnliche Projekt seine Berechtigung bewiesen und gezeigt, welches Bedürfnis es erfüllt – nämlich durch die Entdeckung einer Anzahl junger Schriftsteller von wirklich außerordentlicher Befähigung. Zweifellos wird die Arbeit dieser Männer (men) in literarischen Kreisen diesseits und jenseits des Atlantiks eine Sensation auslösen. Das, was sie schreiben, wird in der bestmöglichen Form präsentiert, denn jede Ausgabe des GLEBE wird lediglich das Werk eines einzigen Schriftstellers enthalten.“ [http://sceti.library.upenn.edu/pages/index.cfm?so_id=2560&pageposition=1] (22.2.2008)
Die emphatische Betonung der verkannten Genialität dieser Schriftsteller, denen hier ein Forum geboten werden soll, entspricht sehr deutlich dem Selbstbild von Wallace Baker, wie es in seinen Tagebuchaufzeichnungen zum Ausdruck kommt. Das wird im Folgenden noch erkennbar.
- 4 Es handelt sich um ihre Dissertation. Ruth Shonle Cavan (1896-1993) veröffentlichte später zahlreiche familiensoziologische und kriminologische Studien. Von 1947 bis 1962 war sie als Soziologieprofessorin am Rockford College tätig, nach ihrer (ersten) Pensionierung lehrte sie noch einmal von 1964 bis 1977 an der Northern Illinois University (vgl. Moyer 2003 zu Cavans Werdegang und Werk und Cavan 1983 zu ihren Erinnerungen an die Chicagoer Soziologie der zwanziger Jahre).
- 5 Während die Präsentation und analytische Kommentierung solcher *entdeckten* (d.h. nicht von den Forschungssubjekten erbetenen) Tagebücher als einer Form von „persönlichen Dokumenten“ in der „klassischen“ Periode der Chicagoer Soziologie in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren durchaus noch üblich war (vgl. dazu Angell 1947), geriet dies in der Soziologie in der Folgezeit immer stärker aus dem Blick. Wenn Soziologen – was selten genug vorkam – mit Tagebüchern als Datenmaterialien arbeiteten, dann schufen sie selbst die Bedingungen für die Datenerzeugung und legten das Format für die Betroffenen fest. Bekannte ältere Beispiele für eine solche zielgerichtete Erhebung und Vor-ab-Strukturierung von Tagebüchern über alltägliche Abläufe sind zum einen die Mariental-Studie von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1975) und die Zeit-Budget-Untersuchung von Sorokin und Berger (1939), ein späteres Beispiel ist Zimmerman und Wieder (1977). Die Unübersichtlichkeit der zahlreichen Tagebuchvarianten, die in der Literaturwissenschaft gründlich untersucht worden sind (vgl. etwa Boerner 1969; Hocke 1986 und Jurgensen 1979) und auch in der Geschichtswissenschaft eine wichtige Quelle bilden (vgl. etwa Gleixner 2005), und die (scheinbare) Unstrukturiertheit „natürlicher“ Tagebücher führten offensichtlich dazu, dass ein solches Datenmaterial als für die soziologische Forschung ungeeignet eingestuft wurde. In den letzten beiden Jahrzehnten sind historische Tagebücher verstärkt in den Blick einer interdisziplinär orientierten feministischen Forschung geraten (z.B. Blodgett 1988; Jokinen 2004). Soziologen haben begonnen, sich mit dem Phänomen der „Blogs“ als einer Weiterentwicklung von traditionellen Tagebüchern und als einer Variante von „online identity production“ zu beschäftigen (Hookway 2008).
- 6 Inzwischen scheint auch ein Wiederabdruck aller Ausgaben des „Glebe“ in einem Band erhältlich zu sein (über Periodicals Service Company, 11 Main Street, Germantown, NY 12526, USA, psc@periodicals.com).

- 7 Vgl. auch Bohnsack (2005), der sich mit dem Forschungsstil der frühen Chicagoer Soziologie anhand von zwei Monographien auseinandersetzt, die als „klassisch“ gelten: Thrashers „The Gang“ und Cresseys „The Taxi-Dance Hall“.
- 8 In den von Cavan verwandten Kategorien der „Wünsche“ und der „Lebensorganisation“ („life organization“) kommt ihre Prägung durch den von Thomas und Znaniecki entwickelten analytischen Bezugsrahmen zum Ausdruck (vgl. etwa ihr Konzept der „vier fundamentalen Wünsche“). Die Vorstellung der Autorin von den desaströsen Folgen frustrierter Wünsche findet sich auch in anderen damaligen Monographien, so etwa in Zorbaughs „The Gold Coast and the Slum“ (1929), wenn er mit Blick auf die Vereinsamung der Bewohner der „Welt der möblierten Zimmer“ schreibt (S. 83f.): „Die emotionalen Spannungen von vereitelten Wünschen zwingen die Person, irgendwie in dieser Situation zu handeln. Ihr Verhalten kann sich in eine der drei Richtungen entwickeln: Sie kann sich als unfähig erleben, die Situation zu bewältigen, und versuchen, sich von ihr zurückzuziehen. Dieser Rückzug nimmt häufig die Form eines Suizids an (...) Oder die Person kann wiederum eine ideale oder Traumwelt aufbauen, in der die Wünsche befriedigt werden, die sich in der härteren Außenwelt nicht realisieren lassen. Oder es wird vielleicht ein Ersatz vorgenommen, und die Person findet für ihre vereitelten Wünsche Befriedigung in Symbolen, die alte Verbindungen repräsentieren, oder überschüttet einen Hund oder Papagei mit ihrer Zuneigung.“
- 9 Die Textteile, die Ruth Cavan ihren Lesern nicht präsentiert hat, sind im Folgenden *kursiv* gesetzt. An dieser Stelle gehe ich noch nicht auf die Art ihrer Edierung ein. Da ich mich mit dieser Eintragung genauer befasse und die Leserschaft soweit wie möglich am Vorgang der strukturellen Beschreibung beteiligen möchte, zitiere ich im Folgenden den Originaltext. An späteren Stellen verweise ich nur ganz selten auf den Originalwortlaut einzelner Begriffe (in Klammern).
- „–, **January 26, 1912.** It is with mingled feelings of hope, discouragement, joy and pain that I begin the second book of my diary.
- My hope springs from the fact that my outlook seems to be clearer ahead, the old uncertainty is more in the background, but there is another side to it all. My discouragement comes from my constant feeling of tiredness, less evident in the evening and for awhile at night, but exceedingly strong during every afternoon with few exceptions. *This has resulted in my weak yielding to weakness at night, and only last night after my confidence that I had gained a certain mastery I was overcome. This was partly from the fact that I worked at the office until nearly ten o'clock, charging a supper with wine to the firm. Although I drink very little, now and again I have gone out and taken a decent meal with wine to get away from the monotonous boarding-house fare. A small bottle which I nearly emptied (cheap wine) resulted in making me feel good – I have never been under the influence of liquor more than to feel good, never without full possession of my faculties, but on the rare occasions when I have taken a little I have sometimes noticed a weakening of the faculties, a sort of lack of moral restraint. I had enough last night to weaken for a time my new found resolutions, but the succeeding absolute disgust and worry lead me to believe that I was not wrong in thinking that the struggle is now on a higher plane.*
- My salary was increased at the first of the year to \$ 22.50 a week. Although glad of this, my old-time pleasure at the receipt of more money each pay-day is lacking. Money I must have to live, further than that it seems a pitiful waste of time to spend one's life in a mad endeavor to obtain wealth at the price of all that counts.*“
- 10 Sein erstes Tagebuch, mit dem er 1905 (d.h. in seinem fünfzehnten Lebensjahr) begonnen hatte, existiert nicht mehr. Wie er in seiner letzten Eintragung (vom 27. September 1913, dem Tag, an dem er sich das Leben nehmen wird) erwähnt, hat er es kurz zuvor zerstört.
- 11 Vgl. Schütze 1981, 1995; Riemann 1987; Riemann/Schütze 1991. Mit diesem Konzept, das von Fritz Schütze – im Anschluss an Glasers und Strauss' (1968) Kategorie des „trajectory“ – auf der Basis einer sequenziellen und vergleichenden Analyse autobiographischer Stegreiferzählungen entwickelt wurde, werden Prozesse einer konditionellen Verkettung lebensgeschichtlicher Ereignisse erfasst, in denen der Handlungsspielraum des Betroffenen immer weiter eingeschränkt wird. Durch eine Reihe biographieanalytischer Studien ließen sich folgende Stadien in der Entfaltung von Verlaufskur-

ven identifizieren, ohne damit einen blinden Automatismus zu behaupten (vgl. Schütze 1995, S. 129ff.): (1) der Aufbau eines *Verlaufskurvenpotentials*, (2) die *Grenzüberschreitung* des Wirksamwerdens des Verlaufskurvenpotentials, (3) der Versuch des Aufbaus eines *labilen Gleichgewichts* der Alltagsbewältigung, (4) seine *Entstabilisierung*, (5) der *Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung*, (6) Versuche der *theoretischen Verarbeitung* des Orientierungszusammenbruchs und der Verlaufskurve und (7) praktische Versuche der *Bearbeitung und Kontrolle der Verlaufskurve* und der *Befreiung* aus ihr. Neben individuellen Verlaufskurven hat sich Schütze auch mit kollektiven Verlaufskurven, beispielsweise der kollektiven Verlaufskurve der deutschen Gesellschaft während des Nationalsozialismus und im Zweiten Weltkrieg, befasst (vgl. Schütze 1992; 1995, S. 138-153).

- 12 Die Vorstellung, dass es sich bei der Masturbation um eine heimtückische Krankheit handele, setzte sich im medizinischen Denken erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit der Aufklärung durch: Entscheidend war die Veröffentlichung eines Traktats mit dem Titel „Onania; or, The Heinous Sin of Self Pollution, and all its Frightful Consequences, in both SEXES Considered, with Spiritual and Physical Advice to those who have already injured themselves by this abominable practice. And seasonable Admonition to the Youth of the nation of Both SEXES (...)“ (vgl. Laqueur 2004, S. 13f.). Der Autor dieser Schrift, die um 1712 erstmals erschien und häufig neu aufgelegt wurde, blieb damals anonym; der amerikanische Historiker Thomas Laqueur, der der Frage nachgeht, warum gerade zu Beginn der Aufklärung die nachhaltige Medikalisierung der Masturbation gelang und eine derartige Aufnahmebereitschaft dafür existierte, identifiziert ihn als den Wundarzt und Pornographen John Martin (Laqueur 2004, S. 421). – In der Folge war die 1758 vom schweizerischen Arzt Simon-André Tissot in Lausanne veröffentlichte Schrift „Tentamen de Morbis ex Manustrupatione“ besonders einflussreich. Die Masturbation wurde von nun an mehr und mehr für ganz heterogene körperliche und psychische Leiden und Schädigungen verantwortlich gemacht, u.a. für Erblindung, Epilepsie, Herzschäden, Kopfschmerzen, Gedächtnisverlust, Nymphomanie, Debilität, das Schrumpfen des Penis, den Wahnsinn einschließlich des erblichen Wahnsinns (vgl. dazu Engelhardt 1974, S. 235f.). Vor allem, was den Verursachungszusammenhang von Masturbation und Geisteskrankheiten betraf, herrschte seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine relativ große Einmütigkeit in der Medizin. Nach Hare (1962, S. 11ff.) sind für diesen Erfolg der Masturbationshypothese vermutlich folgende Gründe ausschlaggebend: „Erstens waren zu dieser Zeit die alten Vorstellungen, dass der Wahnsinn von der Besessenheit durch böse Geister oder von der Hexerei herrühre, in Verruf geraten (in England wurden die Strafgesetze gegen Hexerei 1736 aufgehoben), und keine befriedigende Hypothese hatte sie ersetzt. Sogar der Glaube, dass Irre (lunatics) vom Mond beeinflusst seien, wurde wirkungsvoll durch Pinel und Haslam erschüttert. Zweitens führten die großen Fortschritte auf dem Gebiet der pathologischen Anatomie während des 18. Jahrhunderts zu einem verstärkten Interesse an der Auswirkung körperlicher Störungen auf den Geist und bereiteten den Weg für die Akzeptanz einer naturwissenschaftlichen Theorie über die Ursache des Wahnsinns. Drittens wurden Irrenasyle erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Europa üblich, und sicherlich war es unter den Bedingungen der Anstaltspflege, dass sich die Verbindung von Masturbation und Wahnsinn am klarsten manifestierte.“ Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich zumindest im Zentrum des medizinischen Diskurses relativ schnell die Überzeugung durch, dass diese ätiologische Vorstellung nicht haltbar sei. (Für einige Jahrzehnte wurden allerdings noch neurotische Störungen auf das Masturbieren zurückgeführt.) Dass die „Krankheit der Masturbation“ aus den medizinischen Lehrbüchern allmählich verschwand und verstärkt auf die kritischen Folgen von Schuld- und Schamgefühlen, die mit dem Masturbieren verbunden sind, hingewiesen wurde (vgl. Engelhardt 1974, S. 243), bedeutete natürlich nicht, dass nicht oft weiterhin in dramatischem Ton – auch von Ärzten, wie gleich noch an einem Beispiel deutlich wird – die Gefahren dieser „unnatürlichen“ Praxis in Erziehungshandbüchern und moralischen Instruktionen beschworen wurden. Leser einer ersten Version meines Beitrags erinnerten sich lebhaft an entsprechende Szenen aus ihrer Jugend in den fünfziger und sechziger Jahren, z.B. an verhörähnliche Situationen in katholisch geführten Kran-

kenhäusern. Vgl. auch Schetsche 1992 zum Weiterbestehen unterschiedlicher Deutungsmuster zur sexuellen Selbstgefährdung des Kindes durch Onanie (zumindest bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein, wie aufgrund einer Längsschnittuntersuchung unterschiedlicher deutscher Fachzeitschriften im Zeitraum von 1950 bis 1989 angenommen wurde). Aber natürlich existieren seit den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts auch mächtige Gegenbewegungen, die eine völlig andere Haltung zum eigenen Körper und zur Masturbation beförderten. Im Kontext der Frauenbewegung war die Schrift „Our Bodies, Ourselves“ des Boston Women's Health Book Collective (Boston 1971) in dieser Hinsicht der Schlüsseltext, vor allem auch als kritische Auseinandersetzung mit freudianischen Vorstellungen zur weiblichen Sexualität (Laqueur 2004, S. 75ff.). Vgl. Davis (2007) zu der Übersetzung dieses Buchs in viele Sprachen.

- 13 Bei der Verwendung des Begriffs der Me-Bilder, die man anderen in bezug auf die eigene Person unterstellt, orientiere ich mich an Meads Konzeption des „me“ in „Mind, Self, and Society“, Teil III („The Self“). Vgl. Mead 1962, S. 135-226.

- 14 Vgl. Fußnote 11.

- 15 Vgl. Schütze 1978, S. 73-80, zu Grundaktivitäten und internen Zugzwängen des Argumentationsschemas und Riemann 1987, S. 287-322 und S. 449-454, zu komplizierten Argumentationssequenzen in narrativen Interviews mit psychiatrischen Patienten.

- 16 An dieser Stelle sollte erwähnt werden, dass in den Stilelementen von Bakers Tagebuch – der präziösen Sprache, der Neigung zum Weihevollen, der Fokussierung auf sich selbst und der Präsentation einer inneren Exaltation – vermutlich auch Einflüsse eines zeitgenössischen kulturellen Stils zum Ausdruck kommen, der in Deutschland als „Jugendstil“ und allgemein als „Art nouveau“ bezeichnet wird. Auch die Konzentration auf die eigene Gebrechlichkeit (die eigene „Nervosität“, „Neurasthenie“ usw.) war in dieser Zeit unter amerikanischen Schriftstellern, Künstlern und Intellektuellen weitverbreitet und ein Thema der literarischen Verarbeitung (vgl. Lutz 1991). Dass Bakers Tagebuch für Mitglieder der Szene, an der er sich stillschweigend orientiert, stilistisch nicht aus dem Rahmen fällt, wird vielleicht auch daran ersichtlich, dass es nach seinem Tod in einem entsprechenden Periodikum veröffentlicht und damit anerkannt wird. Der Hinweis auf derartige kulturelle Prägungen soll aber nicht missverstanden werden: Wallace Bakers Tagebuch ist auf jeden Fall ein Ausdruck seiner Lebenserfahrungen und ihrer fortlaufenden Bearbeitung.

- 17 Vgl. Steilberg 1996 zur Nietzsche-Rezeption in den Vereinigten Staaten.

- 18 Vgl. dazu die Studie von George Becker (1978) zu der im 19. und 20. Jahrhundert ausgetragenen Kontroverse um Genie und Wahnsinn, in der die aktive Rolle der Betroffenen bei ihrer Selbsttypisierung als „wahnsinnig“ herausgearbeitet wird. „Wie die Untersuchung der Monographien zur Genialitätskontroverse offenbart hat, wurzelte die moderne Assoziation von Genialität und Wahnsinn zu einem beträchtlichen Teil in den Erklärungen, die von zahlreichen Genies zur Bekräftigung dieser Assoziation abgegeben wurden. Weit davon entfernt, passive Opfer negativer Typisierung zu sein oder lediglich darauf zu reagieren, handelten zahlreiche Genies insbesondere aus der Zeit der Romantik als die Initiatoren ihrer eigenen „Schikanierung“ („victimization“), und vermittelten mehr oder weniger bedachtsam einen Eindruck, der zur „Auferlegung“ des „Wahnsinns“-Etiketts durch andere beitrug. (...) Im Allgemeinen verarmt und – nach dem Tod des ancien régime – politischer Macht und eines privilegierten Klassenstatus beraubt, ließen die Genies und Literaten der Romantik die klassische Vorstellung einer „göttlichen Manie“ oder „Inspiration“ wieder aufleben und etablierten sie als ein Definitionsmerkmal des außergewöhnlichen Individuums.“ (S. 127) – In der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde auch – zu nennen sind hier insbesondere die Arbeiten von Morel, Lombroso und Nordau – ein Zusammenhang von „genial“ und „degeneriert“ postuliert, also die Zugehörigkeit von Genies zur gleichen pathologischen Kategorie wie Kriminelle, Prostituierte, Anarchisten und Irre (vgl. Becker 1978, S. 38ff.).

- 19 Im gleichen Stil hat sie sich mit dem – von ihr ebenfalls auszugsweise präsentierten – Tagebuch einer Frau (Marion Blake) beschäftigt (S. 198-222), deren Fall von ihr dem fünften Typ („der zerbrochenen Lebensorganisation“) zugeordnet wird. Andere Auszüge von Marion Blakes Tagebuch werden in Mowrers Studie „Family Disorganization“ (1927, S. 230-263) bearbeitet, hier taucht das Pseudonym Miriam Donaven auf. Jack

Douglas hat in seiner Untersuchung (Douglas 1967) einen Auszug aus den von Cavan präsentierten Tagebuchaufzeichnungen der Marion Blake reanalysiert (Douglas 1967, S. 290-300), um Bedeutungsmuster identifizieren zu können, die sich für den Suizidenten mit seiner Selbsttötung verbinden, in diesem Fall – in Douglas' Worten – „zu sterben, um heimzugehen, damit man in Frieden bei Gott ruhen kann.“ (S. 297) Douglas' Interesse richtete sich nicht – im Unterschied zu meiner Analyse des Tagebuchs von Wallace Baker – auf die Rekonstruktion von Prozessen der langfristigen Erfahrungsaufschichtung.

- 20 In der Tagebucheintragung vom 2.2.1913 heißt es dazu: „Abgesehen von ein oder zwei Ausnahmen war jede Prostituierte, mit der ich Verkehr hatte, eine Quelle bitterer Enttäuschung und ständiger Vorwürfe durch meine verbitterte, gröblich beleidigte Natur (my bitter outraged nature) (...) Bei den ein oder zwei Ausnahmen blieben bei mir jedoch keine Gefühle des Ekels oder der Enttäuschung zurück. Ich genoss sie vollkommen. Es handelte sich um Frauen, die eine starke Anziehungskraft auf mich ausübten, und ich hätte sie nicht gegen manch eine tugendhafte Frau getauscht, außer für das Erlebnis, der erste zu sein.“ Die drei letzten Sätze sind in Cavans Präsentation des Tagebuchs nicht mit aufgeführt.
- 21 Vgl. etwa die *kursiv* gesetzten Teile in der unter 3.1 strukturell beschriebenen ersten Tagebucheintragung.
- 22 Thomas wurde im April 1918 (im Alter von 55 Jahren) entlassen, nachdem er in einem Chicagoer Hotel in Begleitung einer Frau, die nicht seine eigene war, verhaftet worden war und die Presse von seinem „Fehltritt“ ausführlich berichtet hatte. Auf die Demütigungen, denen er in diesem Zusammenhang – aber auch schon früher aufgrund seiner unorthodoxen Lehre und seiner Sozialreformvorschläge – ausgesetzt war, geht Bulmer (1984, S. 59ff.) in seiner ausführlichen Studie über die Chicago-Schule ein.
- 23 Dass solche Prozesse der Hilfesuche eine geordnete sequentielle Struktur aufweisen, wird in der Dissertation von Harvey Sacks (1966) herausgearbeitet.
- 24 Dass auch heute noch der Suizid häufig als Endpunkt eines krankhaften Geschehens aufgefasst wird, kommt in dem weitverbreiteten Konzept des „prä-suizidalen Syndroms“ (Ringel 1953) zum Ausdruck.
- 25 Diese respektvolle Haltung kommt deutlich in folgender Schlussbemerkung zu Wallace Baker zum Ausdruck: „Falls die Schwierigkeiten dieses Jungen trivial erscheinen, sollte man sich daran erinnern, dass sie für ihn in intensiver Weise wirklich waren; sie waren das Leben selbst; und in seinem einsamen Kampf, den er gegen sie führte, wurden sie vergrößert und intensiviert, bis sie sein ganzes Leben beherrschten und die Entwicklung jeglicher Gegeninteressen verhinderten.“ (S. 248)
- 26 Douglas (1967, S. 153f.) bemerkt dazu in seiner kritischen Auseinandersetzung mit unterschiedlichen soziologischen Suizidtheorien: „Ein (...) generelles Problem hat in der im allgemeinen impliziten Annahme bestanden, dass die individuellen oder unmittelbaren Ursachen spezifischer Suizide so komplex seien, dass sie in keiner systematischen Suizidtheorie aufgenommen werden könnten, und in den Schlussfolgerungen aus dieser Annahme, dass sich (1) Soziologen nicht besonders um die individuellen Fälle von Suizid kümmern sollten und dass (2) nur die gesellschaftliche oder kulturelle Makrostruktur eine angemessene Ebene der theoretischen Argumentation sei, um Suizidraten zu erklären.“

Literatur

- Angell, R. (1947): A Critical Review of the Development of the Personal Document Method in Sociology 1920-1940. In: Gottschalk, L./Kluckhohn, C./ Angell, R. (Hrsg.): The Use of Personal Documents in History, Anthropology, and Sociology. Ann Arbor, S. 177-232.
- Becker, G. (1978): The Mad Genius Controversy. A Study in the Sociology of Deviance. Beverly Hills, London.
- Blodgett, H. (1988): Centuries of Female Days. Englishwomen's Private Diaries. New Brunswick, NJ.

- Boerner, P. (1969): Tagebuch. Stuttgart.
- Bogardus, E. S. (1926): The New Social Research. Los Angeles.
- Bohnsack, R. (2005): „Social Worlds“ und „Natural Histories“. Zum Forschungsstil der Chicagoer Schule anhand zweier klassischer Studien. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 6. Jg. 1, S. 105-127.
- Boston Women's Health Book Collective (1971): Our Bodies, Ourselves. Boston.
- Bullough, V. L./Voght, M. (1973): Homosexuality and Its Confusion with the „Secret Sin“ in Pre-Freudian America. In: Journal of the History of Medicine and Allied Sciences, Vol. 28, S. 143-155.
- Bullough, V. L. (1976): Sexual Variance in Society and History. New York, London, Sydney, Toronto.
- Bulmer, M. (1984): The Chicago School of Sociology. Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research. Chicago.
- Carey, J. (1975): Sociology and Public Affairs: The Chicago School. Beverly Hills.
- Cavan, R. S. (1928): Suicide. New York (Neuaufgabe 1965).
- Cavan, R. S. (1983): The Chicago School of Sociology, 1918-1933. In: Urban Life, Vol. 11, No. 4 (January), S. 407-420.
- Comfort, A. (1967): The Anxiety Makers. Some Curious Preoccupations of the Medical Profession. London.
- Cominos, P. T. (1963): Late-Victorian Sexual Respectability and the Social System. In: International Review of Social History, Vol. VIII, S.18-48 und S. 216-250.
- Davis, K. (2007): The Making of Our Bodies, Ourselves: How Feminism Travels Across Borders. Durham, N.C.
- Douglas, J. (1967): The Social Meanings of Suicide. Princeton.
- Engelhardt, Jr., H. T. (1974): The Disease of Masturbation: Values and the Concept of Disease. In: Bulletin of the History of Medicine, Vol. 48, S. 234-248.
- Garfinkel, H. (1956): Conditions of Successful Degradation Ceremonies. In: American Journal of Sociology, Vol. 61 (March), S. 420-424.
- Glaser, B./Strauss, A. L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Chicago.
- Glaser, B./Strauss, A. L. (1968): Time for Dying. Chicago.
- Gleixner, U. (2005): Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit. Göttingen.
- Hahn, A. (1982): Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematizierung und Zivilisationsprozess. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, S. 407-434.
- Hahn, A./Kapp, V. (Hrsg.) (1987): Selbstthematizierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt a. M.
- Hare, E.H. (1962): Masturbatory Insanity: The History of an Idea. In: The Journal of Mental Science, Vol. 108, January, S. 2-25.
- Hocke, G. R. (1986): Europäische Tagebücher aus vier Jahrhunderten. Motive und Anthropologie. Wiesbaden und München.
- Hookway, N. (2008): „Entering the blogosphere“: some strategies for using blogs in social research. In: Qualitative Research, Vol. 8 (1), S. 91-113.
- Jacobs, J. (1967): A Phenomenological Study of Suicide Notes. In: Social Problems 15, No. 1, S. 60-72.
- Jacobs, J. (1974): Selbstmord bei Jugendlichen. Erklärung, Verhinderung, Hilfe. München.
- Jahoda, M./Lazarsfeld, P./Zeisel, H. (1975): Die Arbeitslosen von Mariental. Frankfurt a. M.
- Jokinen, E. (2004): The Makings of Mother in Diary Narratives. In: Qualitative Inquiry, Vol. 10 (3), S. 339-359.
- Jurgensen, M. (1979): Das fiktionale Ich. Untersuchungen zum Tagebuch. Bern und München.
- Laqueur, T. W. (2004): Solitary Sex. A Cultural History of Masturbation. New York.
- Lester, D. (1989): Suicide from a Sociological Perspective. Springfield, Ill..

- Lutz, T. (1991): *American Nervousness, 1903. An Anecdotal History*. Ithaca, NY.
- Mead, G. H. (1962): *Mind, Self, and Society*. Edited and with an Introduction by Charles W. Morris. Chicago (erstmalig 1934).
- Mills, C. W. (1943): The professional ideology of social pathologists. In: *American Journal of Sociology*, Vol. 49 (September), S. 165-180.
- Mowrer, E. R. (1927): *Family Disorganization*. Chicago: The University of Chicago Press, 1927 (Neuaufgabe 1972).
- Moyer, I. L. (2003): Ruth Shonle Cavan (1896-1993). In: McShane, M. D./Williams, F. P. (Hrsg.): *Encyclopedia of Juvenile Justice*. London, S. 46-48.
- Palmer, V. M. (1929): *Field Studies in Sociology. A Student's Manual*. Chicago, Ill.
- Riemann, G. (1984): „Na wenigstens bereitete sich da wieder was in meiner Krankheit vor“ – Zum Umgang psychiatrischer Patienten mit übermächtigen Theorien, die ihr eigenes Selbst betreffen. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart, S. 118-141.
- Riemann, G. (1987): *Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten*. München.
- Riemann, G./Schütze, F. (1991): „Trajectory“ as a basic theoretical concept for analyzing suffering and disorderly social processes. In: Maines, D. R. (Hrsg.): *Social Organization and Social Processes. Essays in Honor of Anselm Strauss*. Hawthorne, NY., S. 333-357.
- Ringel, E. (1953): *Der Selbstmord. Abschluß einer krankhaften Entwicklung*. Wien, Düsseldorf.
- Rosenberg, C. E. (1974): The Bitter Fruit: Heredity, Disease, and Social Thought in Nineteenth-Century America. In: *Perspectives in American History*, Vol. VIII, S. 189-235.
- Sacks, H. (1966): *The Search for Help: No One to Turn to*. Univ. Dissertation. University of California, Berkeley.
- Sacks, H. (1967/72): Lecture 6. Unveröffentlichte Vorlesungen (Harvey Sacks' Vorlesungen wurden posthum vollständig veröffentlicht: Sacks, H.: *Lectures on Conversation*. Volumes I and II; herausg. von Gail Jefferson. Oxford 1992).
- Schetsche, M. (1992): Sexuelle Selbstgefährdung des Kindes durch Onanie. Ein Modell zur Binnenstruktur von Deutungsmustern. In: Meuser, M./Sackmann, R. (Hrsg.): *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*. Pfaffenweiler, S. 49-69.
- Schütze, F. (1978): Strategische Interaktion im Verwaltungsgericht. Eine soziolinguistische Analyse zum Konversationsverlauf im Verfahren zur Anerkennung als Wehrdienstverweigerer. In: Hassemer, W./Hoffmann-Riem, W./Weiss, M. (Hrsg.): *Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie*, Bd. 2, *Interaktion vor Gericht*. Baden-Baden, S. 19-100.
- Schütze, F. (1981): Prozessstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, J. et al. (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg, S. 67-156.
- Schütze, F. (1987): *Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I*. Studienbrief der Fernuniversität Hagen. FB Erziehungs- und Sozialwissenschaften.
- Schütze, F. (1992): Pressure and Guilt: War Experiences of a Young German Soldier and their Biographical Implications, Part 1 and 2. In: *International Sociology*, Vol. 7, H. 2, S. 187-208, und H. 3, S. 347-367.
- Schütze, F. (1995): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Opladen, S. 116-157.
- Schütze, F. (2007a): Biography analysis on the empirical base of autobiographical narratives: How to analyse autobiographical narrative interviews – part I. Module B.2.1. *INVITE – Biographical counselling in rehabilitative vocational training – further education curriculum*, <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.1.pdf> (22.2.2008)
- Schütze, F. (2007b): Biography analysis on the empirical base of autobiographical narratives: How to analyse autobiographical narrative interviews – part II. Module B.2.2. *INVITE – Biographical counselling in rehabilitative vocational training – further edu-*

- cation curriculum*, <http://www.biographicalcounseling.com/download/B2.2.pdf> (22.2. 2008)
- Scott, J. F. (1908): *The Sexual Instinct and its Use and Dangers as affecting Heredity and Morals. Essentials to the Welfare of the Individual and the Future of the Race*. London.
- Scott, M. B./Lyman, S. M. (1968): Accounts. In: *American Sociological Review*, Vol. 33, S. 46-62 (deutsch als: Praktische Erklärungen. In: Auwärter, M./Kirsch, E./Schröter, M. (Hrsg.): *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität*. Frankfurt 1976, S. 73-114).
- Smith-Rosenberg, C. (1978): Sex as Symbol in Victorian Purity: An Ethnohistorical Analysis of Jacksonian America. In: Demos, J./Boocock, S. S. (Hrsg.): *Turning Points: Historical and Sociological Essays on the Family*. *American Journal of Sociology*, Vol. 84, Supplement, S. 212-247.
- Sorokin, P. A./Berger, C. Q. (1939): *Time-Budgets of Human Behavior*. Cambridge.
- Stagl, J. (1981): Die Beschreibung des Fremden in der Wissenschaft. In: Duerr, H. P. (Hrsg.): *Der Wissenschaftler und das Irrationale. Erster Band (Beiträge aus Ethnologie und Anthropologie)*. Frankfurt a. M., S. 273-295.
- Steilberg, H. A. (1996): *Die amerikanische Nietzsche-Rezeption von 1896 bis 1950*. Berlin, New York.
- Strauss, A. L. (1991): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München.
- Thomas, W. I./Znaniecki, F. (1958): *The Polish Peasant in Europe and America*. New York (erstmalig 1918-1920).
- Zimmerman, D. H./Wieder, D. L. (1977): The diary diary-interview method. In: *Urban Life*, Vol. 5, S. 479-497.
- Zorbaugh, H. W. (1929): *The Gold Coast and the Slum. A Sociological Study of Chicago's Near North Side*. Chicago and London (Neuaufgabe 1976).

